D 20 720 E



Der Stern

Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

Oktober 1985
111. Jahrgang
Nummer 5

Der Stern

Oktober 1985
111. Jahrgang
Nummer 5

Offizielle deutschsprachige Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage mit Artikeln aus den Zeitschriften *Ensign, New Era* und *Friend*.



Inhalt

Für Kinder

Umschlagbild: „Eine Familie" gemalt von Ferdinand Georg Waldmüller (1793–1865; in Wien geboren). Das Bild befindet sich im Besitz der Kirche.

Der Stern

Verantwortlich für Übersetzung und Lokalteil:
Peter Keldorfer, Im Rosengarten 25B, D-6368 Bad Vilbel, Telefon: 06101/80431

Herausgeber:
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Industriestraße 21, D-6382 Friedrichsdorf 1, Telefon: 06172/710334

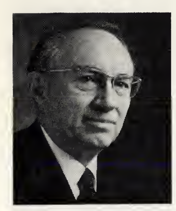
Jahresabonnement:
DM 24,– durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweig oder Gemeinde). Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt 88666, BLZ 50050102.
sFr. 19,20 an Citybank, Genf, Konto-Nr. 0/312750/007, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
öS 168,– an Erste österreichische Spar-Casse-Bank, Konto-Nr. 500-09028, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

Beilagenhinweis:
Dieser Ausgabe liegt „DER KINDERSTERN Oktober 1985" bei.

Printed by Production Center Friedrichsdorf, Federal Republic of Germany

PB MA 0620 GE

Die Atmosphäre in der Familie



Gordon B. Hinckley
Zweiter Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft

Wie schwierig und bisweilen entmutigend, aber dabei wie großartig und anspruchsvoll ist es doch, Kinder zu haben – ihnen, die in dieser schwierigen Zeit aufwachsen, Vater oder Mutter zu sein. Wir alle machen Fehler, und die meisten von uns machen viele. Kummer bleibt keinem von uns erspart, und manchmal ist das Leben sehr kummervoll. Andererseits verspüren wir aber auch Stolz und Freude, wenn wir erleben, wie unsere kleinen Kinder zu reifen Menschen heranwachsen.

Manche von Ihnen sind sicher mit der Hoffnung zu dieser Versammlung gekommen, hier Hilfe für Ihre Schwierigkeiten zu finden. Sie haben von bisherigen Sprechern schon solche Hilfe erfahren. Ich habe den Herrn angefleht, er möge mich leiten, damit ich Ihnen etwas sagen kann, das Ihnen von Nutzen ist. Es ist nicht leicht, Vater oder Mutter zu sein. Sehr viele erleben dabei viel Enttäuschung und Sorgen; ihre Träume zerrinnen, und ihre Hoffnungen werden zunichte. Dabei weiß ich natürlich, daß es auch viele Familien gibt, wo dies nicht der Fall ist, wo alles reibungslos läuft, wo nie im Zorn die Stimme erhoben wird, wo die Eltern fröhlich und gelassen sind und die Kinder gläubig und ohne ernste Schwierigkeiten heranwachsen. Wenn es in Ihrer Familie so ist, dann seien Sie dankbar. Danken Sie dem Herrn für solch großen Segen.

Ich versichere Ihnen aber, es sieht häufig anders aus. Ich erhalte nämlich Briefe darüber – Briefe von Eltern und Briefe von Söhnen und Töchtern. Es ist sehr leicht zu sagen, alles gehe gut, wenn wir nur dies und jenes tun. Ich kenne aber gewissenhafte Menschen, die gläubig und treu sind, die sich bemühen, die Lehren der Kirche zu beachten, und denen doch wegen des Verhaltens ihrer Kinder das Herz bricht.

Ich weiß manche Lösungsmöglichkeiten, gebe aber zu, daß ich nicht auf alles eine Antwort habe. Viele Probleme schaffen wir uns selbst; in anderen Fällen treten sie wohl trotz allem auf, was wir dagegen unternehmen. Ich muß da an eine wunderbare Familie denken, die ich kenne. Die größeren Kinder wuchsen heran und heirateten und lebten so, daß ihre Eltern darüber von Herzen froh waren. Es war aber noch ein jüngerer Sohn da, ein aufgeweckter, fähiger Junge. Sein Umgang in der Oberschule trieb ihn in eine andere Richtung. Seine Haare wurden lang, und seine Kleidung war schlampig. Er tat noch anderes, was seinen Vater und seine Mutter sehr bekümmerte. Sein Vater war beunruhigt; er schimpfte und drohte; er weinte und betete und wies seinen Sohn zurecht. Es kam aber keine Reaktion. Der Junge ging eigensinnig seinen Weg. Auch seine Mutter weinte und betete. Sie behielt ihre Gefühle allerdings für sich und erhob nicht die Stimme. Immer wieder bekundete sie ihrem Sohn ihre Liebe. Er verließ sein Elternhaus. Sie hielt sein Zimmer in Ordnung und sein Bett bezogen; im Kühlschrank war immer etwas zu essen für ihn, und sie sagte ihm, er sei zu Hause jederzeit herzlich willkommen.

Monate voller Kummer gingen vorbei.

Schließlich rührte ihm die Liebe seiner Mutter doch das Herz an, und er kam gelegentlich zum Schlafen nach Hause. Sie lächelte, ohne jemals zu schimpfen, scherzte mit ihm, setzte ihm gutes Essen vor, legte die Arme um ihn und bekundete ihm ihre Liebe. Schließlich fing er an, etwas mehr auf sein Äußeres zu achten, und blieb auch mehr zu Hause. Ihm wurde bewußt: nirgendwo war es so gemütlich, fühlte er sich so geborgen und froh wie in seinem Elternhaus, das er doch verlassen hatte. Er bekam sein Leben wieder in den Griff und ging auf Mission, obwohl er schon etwas älter war als die meisten anderen Missionare. Er war ein erfolgreicher Missionar. Dann kam er nach Hause, fing an zu studieren und strengte sich sehr an. Als ich ihn das letztemal sah, sang er mit seiner Mutter ein Duett – sie sind beide mit einer guten Stimme gesegnet –, und manche, die die Geschichte der Familie kannten, vergossen Tränen.

Allen, die mich hören können und vielleicht solche Söhne oder Töchter haben, möchte ich sagen: Geben Sie niemals auf. Solange Sie sich noch bemühen, sind sie nicht verloren. Vergessen Sie nicht, eher als alles andere kann Liebe sie zurückbringen. Strafe kann das kaum bewirken. Vorwürfe ohne Liebe schaffen es nicht. Geduld, Wertschätzung und die eigenartige und bemerkenswerte Kraft, die dem Beten entspringt, werden letztlich den Sieg davontragen.

Ich möchte Ihnen gern helfen und Ihnen deshalb vier Grundpfeiler für die Atmosphäre in Ihrer Familie vortragen: Geben Sie Ihren Kindern ein Zuhause, wo erstens der Geist des Dienens

Wir verspüren Stolz und Freude, wenn wir erleben, wie unsere kleinen Kinder zu reifen Menschen heranwachsen.

wohnt, wo zweitens eine Atmosphäre herrscht, in der sie sich entfalten können, wo drittens mit Liebe gestraft wird und wo viertens das Beten zum täglichen Leben gehört.

Der Geist des Dienens

Egoismus ist ein destruktives, ätzendes Element im Leben der meisten von uns. Es ist die Ursache vieler Spannungen zwischen Eltern und Kindern und wird für viele wohlmeinende Eltern zur Belastung, wenn sie den Egoismus ihrer Kinder nähren, indem sie ihnen alle möglichen extravaganten Wünsche nach kostspieligen und unnötigen Dingen erfüllen.

Das Heilmittel für Egoismus ist Dienen – Engagement für unsere Mitmenschen – und zwar innerhalb und außerhalb der Familie. Ein Kind, das in einer Familie mit einem egoistischen, habgierigen Vater aufwächst, wird wahrscheinlich selbst auch solche Neigungen entwickeln. Andererseits wird ein Kind, das sieht, wie Vater und Mutter auf die eigene Bequemlichkeit verzichten, um Notleidenden zu helfen, als Erwachsener wahrscheinlich den gleichen Weg gehen.

Ein Kind, das erlebt, wie sein Vater in der Kirche aktiv ist und Gott dient, indem er seinen Mitmenschen dient, wird, wenn es groß ist, wahrscheinlich genauso handeln. Ein Kind, das erlebt, wie seine Mutter den Notleidenden und Armen beisteht und den Menschen hilft, die in Schwierigkeiten sind, wird wahrscheinlich die gleiche Gesinnung verkörpern, wenn es herangewachsen ist.

Wollen Sie, daß Ihre Kinder selbstlos heranwachsen? Das schaffen Sie nicht, wenn Sie auf ihre egoistischen Wünsche eingehen. Lassen Sie sie lieber in ihrer Familie, im engsten Familienkreis, erleben, wie wahr der großartige Grundsatz ist, den der Herr ausgesprochen hat, nämlich: „Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen und um des Evangeliums willen verliert, wird es retten." (Markus 8:35.)

Eine Atmosphäre, in der das Kind sich entfalten kann

Es ist überaus interessant zu erleben, wie ein junges Gemüt sich entfaltet und stark wird. Ich weiß sehr zu schätzen, was das Fernsehen an Gutem zu bewirken vermag. Andererseits beklage ich aber auch die schreckliche Verschwendung von Zeit und anderen Möglichkeiten, wenn die Kinder in manchen Familien Stunde um Stunde Sendungen ansehen, die weder lehrreich noch fördernd sind.

Als ich ein Junge war, haben wir in einem großen alten Haus gewohnt. Ein Zimmer war die „Bibliothek". Sie hatte einen stabilen Tisch und eine gute Lampe, drei, vier bequeme Stühle mit gutem Licht und an der Wand entlang Bücherschränke. Es waren viele Bände, die mein Vater und meine Mutter im Lauf der Jahre erworben hatten.

Wir wurden nie gezwungen, darin zu lesen; sie waren uns aber leicht zugänglich, und wir konnten hingehen, wann immer wir wollten.

In dem Zimmer war es still; es war ganz klar, daß es ein Studierzimmer war.

Es lagen dort auch Zeitschriften – die Zeitschriften der Kirche und zwei, drei andere gute Zeitschriften. Geschichte und Literatur waren vertreten, dazu technische Themen, Wörterbücher und Lexika sowie ein Weltatlas. Damals gab es natürlich noch kein Fernsehen. Das Radio kam erst auf, als ich größer war. Es war aber eine Atmosphäre da, die zum Lernen anregte. Ich will Ihnen nicht weismachen, wir seien große Gelehrte gewesen. Wir beschäftigten uns aber mit großer Literatur, großen Ideen großer Denker und mit der Sprache von Männern und Frauen, die tief nachgedacht und Schönes geschrieben haben.

Heute ist es nur wenigen Familien möglich, eine solche Bibliothek zu haben, weil die meisten Familien auf engem Raum leben. Mit ein bißchen Planung kann man aber eine Ecke einrichten, einen Platz, wohin man sich vom Lärm der Welt zurückziehen, wo man sitzen und lesen und nachdenken kann. Es ist etwas Großartiges, wenn man einen Schreibtisch oder Tisch hat, sei er auch noch so einfach, auf dem die heiligen Schriften der Kirche stehen, dazu ein paar gute Bücher, die Zeitschriften, die die Kirche herausgibt, und noch anderes, was lesenswert ist.

Fangen Sie schon früh an, Ihre Kinder mit Büchern in Berührung zu bringen. Eine Mutter, die ihren kleinen Kindern nicht vorliest, erweist ihnen und sich selbst einen schlechten Dienst. Man braucht dazu natürlich Zeit, viel Zeit. Man muß Selbstdisziplin üben und sich die Minuten und Stunden des Tages genau einteilen. Es wird aber nie langweilig, wenn man erlebt, wie ein junges Gemüt Personen, Ausdrucksweisen und Gedanken kennenlernt. Das Lesen guter Bücher kann zur Liebesbeziehung werden, die langfristig wesentlich mehr Früchte trägt als vieles andere, womit ein Kind seine Zeit verbringt. Es wird geschätzt, daß das durchschnittliche Kind auf dem nordamerikanischen Kontinent schon rund 8000 Stunden ferngesehen hat, bis es in die Schule kommt. Und ein sehr großer Teil davon ist von fragwürdiger Qualität.

Eltern, bemühen Sie sich sehr darum, in Ihrer Familie eine gute Atmosphäre zu schaffen! Bringen Sie Ihre Kinder mit großen Menschen, großen Gedanken, mit immerwährender Wahrheit und mit dem in Berührung, was aufbaut und zum Guten anspornt.

Der Herr hat uns gesagt: „Sucht Worte der Weisheit aus den besten Büchern; trachtet nach Wissen, ja, durch Lerneifer und auch durch Glauben." (LuB 88:118.) Ich möchte alle Eltern, die mich hören können, dringend bitten: Bemühen Sie sich, in Ihrer Familie eine Atmosphäre des Lernens und der damit einhergehenden geistigen Entfaltung zu schaffen.

Mit Liebe strafen

Es ist ganz offensichtlich, daß sowohl das große Gute als auch das schreckliche Böse, das wir heute in der Welt sehen, die süßen und die bitteren Früchte der Erziehung der Kinder von gestern sind. So wie wir die neue Generation erziehen, wird die Welt in wenigen Jahren sein. Wenn Sie sich Sorgen um die Zukunft machen, dann sehen Sie sich heute die Erziehung der Kinder an. Die Härte, die so charakteristisch ist für un-

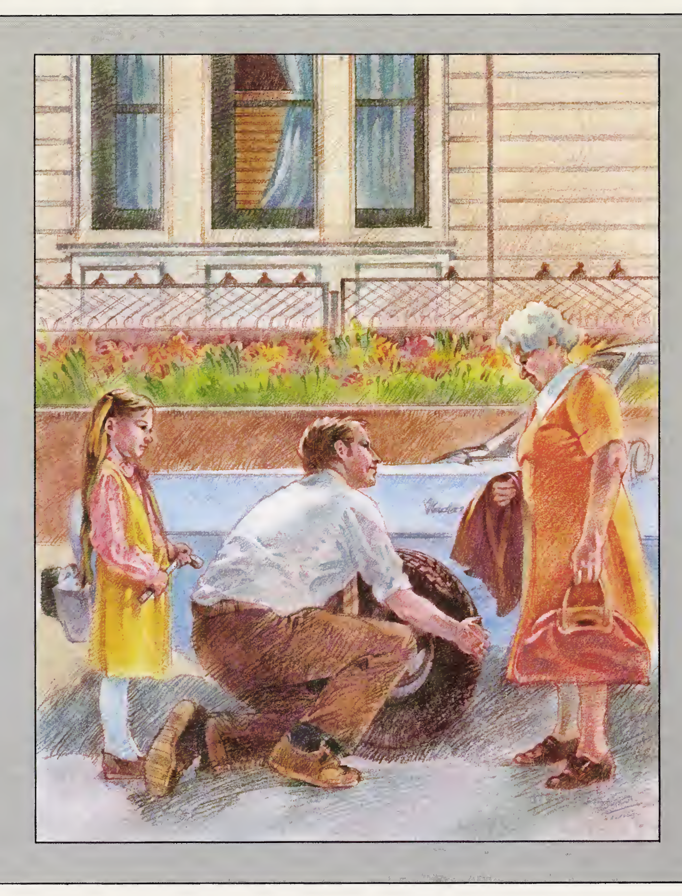
sere Gesellschaft, ist zu einem großen Teil das Ergebnis der Härte, mit der vor Jahren die Kinder behandelt wurden.

Als Jungen und Mädchen haben wir gern zu der Gemeinde gehört, in der wir wohnten. Es gab dort viele verschiedene Menschen, und ich glaube, wir kannten sie alle. Die Leute sind damals wenig umgezogen. Ich glaube, wir haben sie alle geliebt, das heißt, bis auf einen Mann. Ich muß gestehen, ich habe den Mann verabscheut. Ich bin seitdem davon umgekehrt, doch wenn ich zurückblicke, spüre ich wieder die Intensität dieses Gefühls. Seine Söhne waren unsere Freunde, aber ihn habe ich als meinen Feind betrachtet. Warum dieses heftige Gefühl? Weil sein schrecklicher Jähzorn beim geringsten Anlaß aufflammte und er seine Kinder auf eine Weise anschrie und schlug, die ich nie vergessen habe.

Vielleicht lag das daran, daß ich in einer Familie aufgewachsen bin, in der es einen Vater gab, der es, vielleicht durch einen geheimen Zauber, geschafft hat, seine Kinder ohne körperliche Züchtigung zu strafen, obwohl sie es zweifellos manchmal verdient haben. Ich habe die Früchte des Jähzorns unseres Nachbarn im unruhigen Leben seiner Kinder erlebt.

Egoismus ist ein destruktives, ätzendes Element im Leben der meisten von uns.

Ohne Zögern sage ich: Niemand, der vorgibt, ein Jünger Christi zu sein, und niemand, der vorgibt, ein Mitglied dieser Kirche zu sein, kann ein Kind miß-



Keine Strafe der Welt kommt einer Strafe mit Liebe gleich. Sie hat eine ganz eigene Kraft.

handeln, ohne Gott zu beleidigen, der ja der Vater dieses Kindes ist, und ohne die Lehren des Erretters und seiner Propheten zurückzuweisen. Jesus selbst hat gesagt: „Wer einen von diesen Kleinen, die an mich glauben, zum Bösen verführt, für den wäre es besser, wenn er mit einem Mühlstein um den Hals im tiefen Meer versenkt würde." (Matthäus 18:6.)

Brigham Young hat gesagt: „Erzieht eure Kinder in der Liebe und Furcht des Herrn; studiert ihre Veranlagung und ihr Temperament, und behandelt sie entsprechend und laßt euch niemals dazu hinreißen, sie in der Hitze der Erregung zu strafen; bringt ihnen bei, daß sie euch eher lieben als euch zu fürchten." (*Discourses of Brigham Young*, Seite 207.)

Strenge, grausame Strafe führt nie zur Besserung, sondern zu Ablehnung und Verbitterung. Sie nützt überhaupt nichts, sondern macht alles nur noch schlimmer. Sie richtet bloß Schaden an. Als der Herr erklärte, in welcher Gesinnung seine Kirche geführt werden soll, hat er auch erklärt, wie eine Familie geführt werden soll, und zwar mit folgenden erhabenen Offenbarungsworten: Es „kann und soll keine Macht und kein Einfluß anders geltend gemacht werden als nur mit überzeugender Rede, mit Langmut, mit Milde und Sanftmut und mit ungeheuchelter Liebe.

Alsbald mit aller Deutlichkeit zurechtweisend, wenn dich der Heilige Geist dazu bewegt (und wohl auch nur dann), wirst du danach aber demjenigen, den du zurechtgewiesen hast, vermehrte Liebe erweisen, damit er nicht meint, du seiest sein Feind,

damit er weiß, daß deine Treue stärker ist als die Fesseln des Todes." (LuB 121:41,43f.)

Paulus hat den Ephesern geschrieben: „Ihr Väter, reizt eure Kinder nicht zum Zorn, sondern erzieht sie in der Zucht und Weisung des Herrn!" (Epheser 6:4.)

Wenn kleine Probleme auftreten, wie es unweigerlich der Fall sein wird, dann halten Sie sich zurück. Denken Sie an den weisen alten Spruch: „Eine sanfte Antwort dämpft die Erregung." (Sprichwörter 15:1.)

Keine Strafe der Welt kommt einer Strafe mit Liebe gleich. Sie hat eine ganz eigene Kraft.

Das Beten zur Gewohnheit machen

Ein Kind ist doppelt gesegnet, wenn es schon ganz klein, noch ehe es vielleicht den Sinn begreifen kann, den Geist des Betens spürt, wenn seine Mutter oder sein Vater in Liebe und Güte abends beim Schlafengehen kurz mit ihm beten.

Wirklich glücklich zu schätzen sind der Junge und das Mädchen, auch die Jugendlichen, in deren Familie regelmäßig morgens und abends gemeinsam gebetet wird.

Ich kenne keine bessere Möglichkeit, Kinder zu dankbaren Menschen zu erziehen, als wenn alle in der Familie miteinander niederknien, um dem Herrn für seine Segnungen zu danken. Solcher Ausdruck der Demut wirkt im Herzen der Kinder Wunder, und sie werden sich dessen bewußt, daß Gott die Quelle aller unserer kostbaren Gaben ist.

Ich kenne keine bessere Möglichkeit, das Verlangen zu nähren, das Rechte zu tun, als wenn man den um Vergebung bittet, dem es zusteht zu vergeben, und um die Kraft bittet, sich über Schwächen zu erheben.

Es ist etwas Großartiges, vor dem Herrn an die zu denken, die krank und bekümmert, die hungrig und mittellos, die einsam und verängstigt, die in Knechtschaft und schwerer Not sind. Wenn solche Gebete aufrichtig und mit Gefühl ausgesprochen werden, wächst das Bestreben, sich der Bedürftigen anzunehmen.

Achtung und Liebe für den Bischof, den Pfahlpräsidenten, den Präsidenten der Kirche wachsen, wenn die Familie beim Beten an sie denkt.

Es ist sehr wichtig, daß wir unseren Kindern beibringen, wie sie um ihre eigenen Anliegen und rechtschaffenen Wünsche beten sollen. Wenn eine Familie gemeinsam niederkniet, um den Allmächtigen anzuflehen und ihm von ihren Anliegen zu sprechen, werden sich die Kinder ganz natürlich und von Herzen an Gott als ihren Vater und

Für die Heimlehrer

Einige wesentliche Punkte, die Sie vielleicht bei Ihrem Heimlehrgespräch hervorheben möchten:

Vier Grundpfeiler sind wichtig, wenn wir uns eine positive häusliche Umgebung schaffen wollen, nämlich:

1. Der Geist gegenseitigen Dienens

2. Eine Atmosphäre, die die geistige Entfaltung unserer Kinder fördert

3. Die Entschlossenheit der Eltern, sich von Liebe leiten zu lassen, wenn sie ihre Kinder strafen

4. Die Gewohnheit, täglich mit der Familie zu beten und gemeinsam den himmlischen Vater um Führung und um Vergebung für begangene Fehler zu bitten

Hilfen für das Gespräch

1. Erklären Sie, was Sie persönlich von den vier genannten Grundpfeilern halten.

2. Enthält dieser Artikel Schriftstellen oder Zitate, die die Familie vorlesen und besprechen kann?

3. Würde das Gespräch besser verlaufen, wenn Sie vor dem Besuch mit dem Familienoberhaupt sprechen? Möchte der Kollegiumsleiter oder der Bischof dem Haushaltsvorstand etwas in bezug auf die Beziehungen in der Familie sagen?

Freund wenden, wenn sie in großer Not und in Schwierigkeiten sind.

Machen Sie das gemeinsame und das persönliche Abendgebet in Ihrer Familie zur Gewohnheit, solange Ihre Kinder noch klein sind. Es wird ihnen immer ein Segen sein. Keine Eltern in der Kirche können es sich leisten, das zu vernachlässigen.

Liebe Miteltern, vier Grundpfeiler für Ihr Bemühen, Ihre häusliche Atmosphäre zu schaffen, möchte ich Ihnen ans Herz legen: erstens den Geist des tätigen Dienens, zweitens eine Atmosphäre, die die geistige Entfaltung anregt, drittens Strafe mit göttlicher Liebe und viertens die heilige Gewohnheit des Betens.

Gott segne Sie, meine lieben Brüder und Schwestern.

Ich danke Gott für die vielen guten Eltern in dieser Kirche, die ihren Kindern und der Welt auf eindrucksvolle Weise Ehrlichkeit und Redlichkeit vorleben. Ich danke ihm für ihren Glauben und ihre Treue. Ich danke ihm für ihr großes Verlangen, ihre Kinder in Licht und Wahrheit zu erziehen, wie der Herr es geboten hat.

Mögen seine Segnungen Ihre Anstrengungen krönen und möge jeder von Ihnen einmal wie Johannes vor alters sagen können: „Ich habe keine größere Freude, als zu hören, daß meine Kinder in der Wahrheit leben." (3 Johannes 1:4.) □

Das Heilmittel für Egoismus ist Dienen – Engagement für unsere Mitmenschen – und zwar innerhalb und außerhalb der Familie.



Dallin H. Oaks

In den Fußstapfen der anderen Apostel

Don L. Searle

Wenn vor April 1984 am Obersten Bundesgericht der USA ein Richterposten frei geworden wäre, wäre Richter Dallin Harris Oaks vom Obersten Gericht von Utah ein möglicher Kandidat gewesen. Schließlich war er schon früher für ein solches Amt in Betracht gezogen worden. Deshalb rief auch, als die neue Berufung von Elder Oaks in den Rat der Zwölf bekannt geworden war, ein Reporter der *Washington Post* an und fragte, ob das bedeute, daß Dallin Oaks jetzt nicht mehr für ein Amt am obersten Gericht des Landes in Frage komme.

Ja, so erklärte Elder Oaks freundlich, genau das bedeute es.

Die richterliche Berufung werde doch auch auf Lebenszeit ausgesprochen, ob das nicht ebenso eine wichtige Möglichkeit zum Dienen sei?

Das bestätigte Elder Oaks, es sei aber nicht wichtiger als der Dienst, den er jetzt leisten könne.

Denen, die wissen, was seine Berufung als Apostel des Herrn Jesus Christus bedeutet, sagt er außerdem: „Ich begrüße diese Berufung. Ich bin begeistert und brenne darauf, zu dienen."

Auch viele, die wußten, was die Berufung bedeutet, riefen bald an, um ihre Liebe zu bekunden. Mehrere der Brüder riefen an, um ihn im Kollegium willkommen zu heißen.

Sein Charakter läßt sich vielleicht auch daran beurteilen, daß er alle Telefonanrufe gleich freundlich entgegennahm, ob jemand vom Rat der Zwölf oder die betagte beste Freundin seiner Mutter anrief.

Janet Calder, die während seiner Amtszeit als Präsident der Brigham-Young-Universität von 1971 bis 1980 seine Sekretärin war, meint dazu: „Er ist zu jedem Menschen freundlich, egal, um wen es sich handelt."

Freundlich und aufrichtig. Nicht extrovertiert, aber unleugbar begeistert. Einmal, so erinnert sie sich, habe er eine Besuchergruppe empfangen. In einer Ruhepause sei man auf andere Bildungserfahrungen zu sprechen gekommen. Auf eine Bemerkung hin habe der Präsident der BYU gesagt, er habe nie einen Kurs in positivem Denken belegt. „Um Himmels willen, tun Sie das bloß nicht!" habe einer der Besucher gemeint. „Wenn Sie eine noch positivere Einstellung hätten, wären Sie schon nicht mehr zu ertragen."



Dallin Oaks und June Dixon waren Studenten an der BYU, als sie 1952 heirateten.

„Er lebt ganz nach Plan und arbeitet gern", sagt Schwester Calder noch. Es läßt sich nicht leugnen. Elder Oaks hat schon oft sein Motto zitiert: „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen." Seine Familie scherzt, in Wirklichkeit laute es: „Erst die Arbeit, nie das Vergnügen."

„Ich tue nichts zum Spaß; es macht mir bloß alles Spaß, was ich tue", erklärt er.

„Ich bin der Treuhänder meiner Zeit und will einfach nichts davon verschwenden", erklärte er 1981 einem Interviewer.

Elder Oaks ist am 12. August 1932 in Provo geboren und hat schon früh arbeiten gelernt. Er hat bereits drei, vier Jahre nach dem Tod seines Vaters angefangen, für Bezahlung zu arbeiten, um seiner Mutter zu helfen. Dr. Lloyd Oaks, der an Tuberkulose gestorben war, hatte seine junge Frau Stella mit drei Kindern zurückgelassen: Dallin, damals acht und der älteste, Merrill, jetzt Augenarzt in Provo, und Evelyn, jetzt Mrs. Hammond in Salt Lake City.

„Ich war mit einer außergewöhnlichen Mutter gesegnet", sagt Elder Oaks. „Sie war wirklich eine der vielen edlen Frauen der Letzten Tage." Er lobt sie als Frau mit großem Glauben, als sehr fähige Mutter und als Frau mit großen natürlichen Führungsqualitäten. Viele außerhalb der Familie würden dem beipflichten. Bis zu ihrem Tod im Jahr 1980 war Stella Oaks in Provo für ihren positiven Einfluß bekannt, und zwar sowohl in der Kirche als auch im Gemeinwesen.

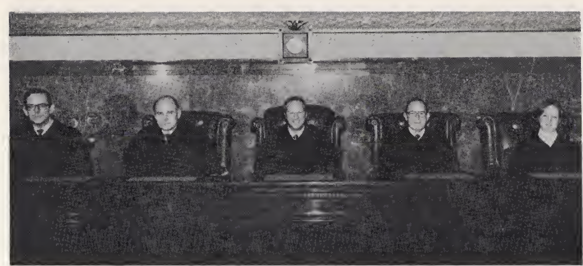
„Sie hat mir sehr viel Verantwortung



Foto von Busath; Abdruck mit freundlicher Genehmigung

und Freiheit gegeben. Sie hat mich dazu angehalten, einen Job zu haben", erklärt Elder Oaks. Seit er mit elf, zwölf Jahren zum erstenmal für Bezahlung gearbeitet hat, ist er nie ohne Anstellung gewesen.

Bei seinem ersten Job mußte er eine Radioreparaturwerkstatt ausfegen. Er mußte lernen, die Radioröhren zu überprüfen, die auf der Erde lagen, um festzustellen, welche noch brauchbar waren, und das weckte in ihm das Interesse am Radio. Dieser Beschäftigung widmete er sich mit dem für ihn charakteristischen Interesse. Noch ehe er sechzehn war, hatte er eine Funkerlizenz, die es ihm gestattete, einen kommerziellen Radiosender zu betreiben, und bekam eine Stelle bei einem Sender. Die Rundfunkdirektoren stellten gern Leute ein, die sowohl in der Tech-



Vor seiner Berufung in den Rat der Zwölf war Dallin Oaks Mitglied des obersten Gerichts von Utah. Auf diesem offiziellen Bild der Richter ist er zweiter von links.

nik als auch bei der Ansage arbeiten konnten. „Ich war aber noch nicht durch den Stimmbruch", erinnert er sich lachend. Bald hatte sich das aber von selbst erledigt, und er arbeitete regelmäßig als Ansager.

Seine Frau lernte ihn kennen, während er als junger Student Highschool-Basketballspiele ansagte. June Dixon ging damals noch im nahegelegenen Spanish Fork zur Highschool; bei einem Basketballspiel machte jemand die beiden miteinander bekannt.

Sie heirateten am 24. Juni 1952, als sie beide noch an der BYU studierten. Es war auf der Höhe des Koreakriegs, und er war in der Utah National Guard und mußte ständig damit rechnen, daß seine Einheit eingezogen wurde. Das geschah aber nicht, obwohl andere, nahegelegene Einheiten eingezogen wurden. Wegen des Kriegs wurden damals nur wenige junge Männer auf Mission berufen, und Dallin gehörte nicht dazu, weil die Quote in seiner Gemeinde bereits erfüllt war.

„Ich glaube, er hat sich immer gewünscht, er hätte die Möglichkeit gehabt. Später war er aber in Chicago Pfahlmissionspräsident, und ein guter dazu", meint seine Frau.

Ihr wurde schon früh bewußt, wie intensiv er arbeiten kann. Während seiner ersten Studienjahre an der BYU arbeitete er noch dreißig Stunden in der Woche bei dem Radiosender. In der letzten Zeit, die er dort arbeitete, hatte er noch einen zweiten Job als Büromanager für eine Möbelspedition.

Nachdem er einen Abschluß in Buchhaltung gemacht hatte, schrieb er sich an der juristischen Fakultät der Universität Chicago ein. (Inzwischen waren die Töchter Sharmon und Cheri geboren.) Er nahm einen Kredit auf und konzentrierte sich ganz auf sein Studium. Er bestand sein Examen mit Auszeichnung und gab im letzten Jahr das renommierte juristische Jahrbuch der Fakultät heraus.

„Während seines Jurastudiums war Dallin außer sonntags jeden Tag von sieben Uhr morgens bis um elf Uhr abends weg", sagt seine Frau. Sie erinnert sich an seinen Ausspruch: „An der Uni gibt es einige Leute, die klüger sind als ich, aber keiner arbeitet mehr als ich."

„Es war eine schwere Zeit", sagt sie nachdenklich. Trotzdem schaffte sie es, nicht in den Fehler vieler anderer Frauen von Studenten zu verfallen, die ihrem Mann das Leben schwer machen, weil sie unglücklich sind. Sie hat vielmehr akzeptiert, daß sie selbständig sein und ihre eigenen Interessen entwickeln mußte.

Aufgrund seines Fleißes und seines Könnens erhielt Dallin Oaks die Gelegenheit, nach dem Examen für den Oberrichter Earl Warren vom Obersten Bundesgericht der Vereinigten Staaten zu arbeiten. Ein Jahr später zog er wieder nach Chicago, um eine Anwaltspraxis zu eröffnen.

Im letzten Studienjahr war der Sohn Lloyd geboren worden. Auch Sohn Dallin und die vorletzte Tochter, TruAnn, sind in Chicago geboren.

In diesen Jahren hatte Dallin Oaks auch Gelegenheit, im Dienst der Kirche sehr zu wachsen. 1961 wurde er als Pfahlmissionspräsident des Pfahls Chicago berufen. Er mußte abends noch in der Anwaltspraxis sein und fragte sich, wie er es schaffen sollte, auch diese neue Berufung zu erfüllen, nahm sie aber gläubig an. Er engagierte sich sehr in der Berufung, und es war ihm häufig möglich, seine Anwaltsarbeiten früher zu erledigen oder in einer gegebenen Zeit mehr zu schaffen, als er gedacht hatte.

1961 bot sich ihm auch die Möglichkeit, in den Lehrkörper der juristischen Fakultät der Universität Chicago aufgenommen zu werden. Er nahm die Stelle an, weil sie ihm lohnend erschien und ihn forderte.

1963 wurde er als Zweiter Ratgeber von Lysle R. Cahoon, dem Präsidenten des Pfahls Chicago South berufen. Erster Ratgeber war John Sonnenberg. Alle drei wurden später als Regionalrepräsentant der Zwölf berufen. (Bruder Sonnenberg wurde im Oktober 1984 in den Ersten Rat der Siebzig berufen, und war Ratgeber in der Gebietspräsidentschaft Europa bis 30. Juni 1985.)

Dallin Oaks ging seine Aufgaben in der Kirche mit dem gewohnten Elan an. Elder Sonnenberg erinnert sich, daß sein Mitarbeiter in der Pfahlpräsidentschaft den Sonntag dem Herrn vorbehielt, und zwar nicht bloß theoretisch; es war offensichtlich, daß sein Dienst und sein Schriftstudium aufrichtige Anstrengungen waren, von Gott zu lernen.

Präsident Oaks war damals vielseitig engagiert. Unter anderem war er auch Vorsitzender des Disziplinarkomitees der Universität Chicago, das sich mit den Anklagen gegen Studenten befaßte, die im Februar 1969 an einem siebzehntägigen Sit-in am Verwaltungsgebäude der Universität teilgenommen hatten. Seine Fairneß und sein diplomatisches Vorgehen errangen ihm die Bewunderung der Studenten, des Lehrkörpers und des Gemeinwesens.

1970 war er in seinem Berufsstand bereits sehr bekannt, nachdem er im Sommer 1964 als stellvertretender Staatsanwalt für den Kreis Cook in Illinois, dann als stellvertretender Dekan und geschäftsführender Dekan der juristischen Fakultät gearbeitet und im Sommer 1968 als Gastprofessor an der juristischen Fakultät der Universität von Michigan gelehrt hatte. 1970 zeichnete er sich durch seine Rechtsberatung für ein Komitee der verfassungsgebenden Versammlung für Illinois aus. 1970 und 1971 war er eine Zeitlang geschäftsführender Direktor der American Bar Foundation.

Bruder Sonnenberg wurde 1970 als Präsident des Pfahls Chicago South be-

rufen und wählte sich Dallin Oaks als Ersten Ratgeber. Die Zusammenarbeit währte allerdings nicht lange. Mit dem geistigen Einblick, den ein Pfahlpräsident oft hat, spürte er: „Als Ernest Wilkinson, der Präsident der BYU, in den Ruhestand trat, wußte ich sofort, daß Dallin Oaks berufen werden würde."

Als Präsident der BYU hat Dallin Oaks manches erreicht; vor allem ging es ihm aber um akademisch hervorragende Leistungen. Er wurde auch überregional bekannt, als er sich dagegen einsetzte, daß die Bundesregierung in die privaten Universitäten eingreifen kann. Er trat damals als Sprecher der privaten Colleges und Universitäten auf. Drei Jahre war er Präsident der US-amerikanischen Vereinigung der Präsidenten der unabhängigen Colleges und Universitäten.

Jeffrey R. Holland, der jetzige Präsident der BYU, charakterisiert seinen Vorgänger als Menschen mit „bemerkenswerten Eigenschaften und Stärken, dessen hervorragendes analytisches Urteilsvermögen nicht nur durch seine juristische Ausbildung, sondern vor allem durch seinen unfehlbaren Instinkt geleitet wird".

Nachdem Dallin Oaks das Büro des Präsidenten der BYU verlassen und am 1. Januar den Amtseid als Mitglied des obersten Gerichts des Bundesstaates Utah geleistet hatte, erhielt er immer noch Möglichkeiten, sich um hohe Ämter zu bewerben, und auch Regierungsposten wurden ihm angeboten. Er schlug sie aber alle aus und sagte: „Ich kann mir im öffentlichen Leben nichts vorstellen, was ich lieber tun würde, als Richter zu sein."

Manche Formen des Dienens sind allerdings noch wichtiger. 1971 hatte ein Anruf von Harold B. Lee, dem damaligen Ersten Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft, ihn an die BYU gerufen und damit sein Leben verändert. Am Abend des 6. April 1984 kam wieder ein Telefonanruf, diesmal von Gordon B. Hinckley, dem Zweiten Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft. Dallin Oaks hat seinem Leben jetzt bereitwillig eine neue Richtung gegeben. „So wie man den Dienst in der Kirche nicht sucht, lehnt man ihn auch nicht ab", sagt er.

Während er Präsident der BYU war, hat seine Rolle als oberster Verwalter einer großen Universität vielleicht vorübergehend seine Geistigkeit überschattet. Den Menschen in seiner näheren Umgebung war sie aber noch deutlich sichtbar. „Dallin ist ganz einfach jemand, der sich ständig auf den Geist des Herrn verläßt", sagt Rex Lee, stellvertretender Justizminister der Vereinigten Staaten und früherer Dekan der juristischen Fakultät der BYU. Präsident Oaks sei nie dem Statusdenken verhaftet oder darauf aus gewesen, seine hervorragenden Eigenschaften zur Schau zu stellen. Er sei einfach nicht eingebildet.

Wer Dallin Oaks an der BYU hat sprechen hören, konnte sich immer wieder davon überzeugen, daß ihm die Grundsätze des Evangeliums sehr wichtig sind. Er betont den engen Zusammenhang zwischen der geistigen Gesinnung und dem Lernen, wobei die geistige Gesinnung naturgemäß an erster Stelle steht. Er hat oft von Sittlichkeit, von Umkehr und Offenbarung gesprochen. Auch Ehrlichkeit und Redlichkeit in jeder Lebenslage waren ihm wichtige Themen.

„Wenn ich meinen Vater mit einem Wort charakterisieren soll, dann wäre es Redlichkeit. Ich habe immer gewußt, daß er nie etwas tun würde, das nicht in jeder Hinsicht einwandfrei ist", sagt seine Tochter Sharmon. Sie erinnert sich, daß er einmal mit ihr geschimpft hat, weil sie versuchte, eine ungestempelte Briefmarke von einem Briefumschlag abzumachen, der mit der Post gekommen war, weil sie die Briefmarke noch einmal verwerten wollte.

Sharmon fing mit ihrem Studium in dem Jahr an, als ihr Vater Präsident der BYU wurde. Häufig fragten die Dozenten, wenn sie ihren Namen auf der Anwesenheitsliste sahen: „Sind Sie mit . . . hm . . . verwandt?" Niemand sprach den Namen allerdings aus, erinnert sie sich lachend.

Die Jahre an der BYU waren nicht ganz so arbeitsreich wie die Zeit in Chicago, erinnert sich Lloyd. Sein Vater war jetzt mehr zu Hause. „Fast jeden Samstag haben wir uns ein paar Würmer besorgt und sind zum Spanish Fork River angeln gefahren." Nach einer Weile wurde Lloyd (der später an der BYU einen Abschluß in Geologie gemacht hat) das Angeln dann immer zu langweilig, und er sammelte oder warf Steine, aber sein Vater ließ sich nicht beirren. Das, so June Oaks, sei typisch. „Wenn er angelt, dann tut er das mit der gleichen Intensität, mit der er an seinen Fällen sitzt."

Lloyd, der jetzt an der Universität Northern Illinois in De Kalb Jura studiert, war von der Berufung seines Va-



Bei der Amtseinführung von Dallin Oaks als Präsident der BYU im Jahr 1971 entstand dieses historische Foto mit Harold B. Lee, vorne links, damals Erster Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft, Präsident Joseph Fielding Smith, N. Eldon Tanner, Zweiter Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft, Dallin Oaks. Zweite Reihe, von links: Mark E. Petersen vom Rat der Zwölf, Marion G. Romney, jetzt Erster Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft und damals Mitglied des Rates der Zwölf, LeGrand Richards vom Rat der Zwölf. Hintere Reihe, von links: Marion D. Hanks, jetzt in der Präsidentschaft des Ersten Rates der Siebzig und damals Assistent des Rates der Zwölf, und A. Theodore Tuttle vom Ersten Rat der Siebzig.



Kurz nach der Berufung von Dallin Oaks als Präsident der BYU wurde diese Aufnahme der Familie gemacht. Stehend, von links: Schwester Oaks, Cheri, Sharmon und Lloyd. Vorn: Dallin D., Bruder Oaks, TruAnn.

ters als Generalautorität gar nicht überrascht. „Er ist schon sein Leben lang dem Geist sehr nahe gewesen." Einen Abend hatte Lloyd gefragt, ob er mit dem Auto zu einer Party fahren dürfe. Er wollte gerade aus der Einfahrt fahren, da kam sein Vater und bat ihn, nicht zu fahren. Er erklärte ihm, er habe das Gefühl, es sei nicht klug. Sie erfuhren später, daß ein anderes Auto von der Straße abgekommen war, auf der Lloyd auch gefahren wäre, und waren sicher, daß das Gefühl des Vaters eine Warnung gewesen war.

Auch Sharmon spricht davon, daß ihr Vater dem Geist nahe ist. Sie erinnert sich, daß sie, wenn sie in ihren letzten Highschooljahren abends spät nach Hause kam, noch zu ihren Eltern ins Schlafzimmer ging, um gute Nacht zu sagen, und ihr Vater auf den Knien betete.

Beide Eltern seien ihr in vielfacher Hinsicht Vorbild gewesen. „Wir waren vor allem immer sehr dankbar dafür, daß unsere Eltern einander liebhaben."

Kinder und Freunde sagen, der Erfolg von Dallin Oaks sei ohne June Oaks unmöglich zu erklären. Ihr Mann stimmt dem zu. „Sie hat einfach das Beste in mir zum Vorschein gebracht. Ich glaube, ohne sie wäre ich nicht weit gekommen", sagt er. „June hat mich davor bewahrt, großspurig und überheblich zu werden."

„Wer sie kennenlernt, mag sie gleich gern", fügt er hinzu. Sie sei völlig unaffektiert. Als er Präsident der BYU gewesen sei, habe sie den Vorsitzenden des obersten Bundesgerichts, den obersten Richter und andere Beamte des obersten Gerichts der Sowjetunion, den ehemaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Gerald Ford, drei Präsidenten der Kirche und zahlreiche Generalautoritäten als Gäste bei sich gehabt und mit ihnen sehr ungezwungen geplaudert. „Genauso ungezwungen ist sie auch im Umgang mit den Arbeitern, die an unserem Haus arbeiten."

Er merkt voll Bewunderung an, sie sei eine großartige Mutter: sie habe zur Gitarre gegriffen, um ihre achtjährige Tochter Jenny beim Geigenspiel zu begleiten. Jenny spielt im Musikunterricht klassische Stücke; manchmal spielt sie zum Spaß aber auch Countrymusik.

„Sie ist die beste Freundin ihrer Töchter; nicht bloß ihre Mutter, sondern ihre beste Freundin", sagt Elder Oaks von seiner Frau.

June Oaks sagt, ihr Mann habe sie immer in ihren Unternehmungen unterstützt, ob in der Ausbildung oder in kirchlichen Berufungen. Er habe sie ermutigt, ihr Soziologiestudium zu Ende zu bringen, obwohl das bedeutete, daß sie mehrere Sommer lang mit den kleinen Kindern eine Zeitlang nach Provo fahren und ihn in Chicago zurücklassen mußte.

„Er ist wirklich ein Pädagoge und Lehrer", sagt sie. Oft gebe er ihr Artikel, von denen er meint, sie solle sie lesen oder würde sich dafür interessieren.

Er liest immer. „Er liest regelmäßig drei, vier Zeitungen am Tag", aus Washington, Salt Lake City und Provo, dazu Zeitschriften der Kirche, verschiedene juristische Fachzeitschriften und noch viele verschiedene Bücher und Zeitschriften. Dabei geht er methodisch vor. Das Fachliche liest er morgens in aller Frische und verwahrt sich den leichteren Lesestoff für später. Er hat aber immer etwas zum Lesen griffbereit. „Wenn er meint, er müsse an einer Ampel warten, liest er oft schnell noch etwas", sagt seine Frau.

Der Lesestoff wird sich durch die neue Berufung vielleicht etwas ändern. Seine Ziele werden sich zweifellos ändern. Trotz jahrelanger Erfahrung in Verwaltung und öffentlichem Dienst sagt er heute: „Ich glaube, meine Schwächen sind viel ausgeprägter als meine Stärken."

Er war zwar sechseinhalb Jahre Regionalrepräsentant und neun Jahre Ratgeber in einer Pfahlpräsidentschaft, weist aber darauf hin, daß er weder Bischof noch Missions- oder Tempelpräsident war wie andere Generalautoritäten. Er hat auch nicht wie manche von ihnen im Bildungswesen der Kirche heilige Schrift unterrichtet. „Es gibt im Verwaltungsbereich und im geistigen Bereich in der Kirche so vieles, was ich noch nicht getan habe, daß ich mich da sehr unzulänglich fühle."

Wo beginnt nun in seiner neuen Berufung die Arbeit?

„Ich glaube, es fängt damit an, daß ich in die Fußstapfen der anderen Apostel trete und das tue, was sie getan haben", meint er nachdenklich. „Ich stehe ihnen zur Verfügung."

Sein Freund John Sonnenberg meint, Elder Oaks werde der Berufung schon gewachsen sein, er habe nämlich immer in allererster Linie dem Herrn und seiner Familie gedient.

Er sagt: „Ich habe schon lange das Gefühl gehabt, er sei für große Aufgaben im Gottesreich erwählt." □

Gemeinsame Anstrengungen

Ein Gespräch mit der Präsidentschaft der FHV

Frage: Schwester Winder, seit Ihrer Berufung im April 1984 beherbergt das FHV-Gebäude drei Hilfsorganisationen – die Frauenhilfsvereinigung, die Jungen Damen und die Primarvereinigung. Was bedeutet dieser Umzug?

FHV-Präsidentin Barbara Winder: Für mich bedeutet es, daß wir einig sind in der Absicht. Wir arbeiten wirklich gemeinsam auf dasselbe große Ziel hin.

Natürlich hat das Evangelium uns immer geeint. Die Präsidentschaften der Hilfsorganisationen kommen einmal in der Woche zusammen, und wir sind einig in dem Bestreben, jedes Kind, jedes Mädchen, jede Frau, jede Familie stark zu machen.

Frage: Sehen Sie diese verstärkte Einigkeit denn auch auf Gemeinde- und Pfahlebene?

Barbara Winder: Einigkeit und Zusammenarbeit fassen Fuß. Wir sehen, daß die Hilfsorganisationen sich gemeinsam darum bemühen, den einzelnen und die Familie stark zu machen, dabei aber ihre jeweiligen einzigartigen Aufgaben und die Unterschiede zwischen ihnen nicht vergessen.

Joanne Doxey, Zweite Ratgeberin: Ich möchte Ihnen dazu ein Beispiel nennen. Da ich vor meiner gegenwärtigen Berufung viele Jahre in der PV gearbeitet habe, sehe ich es beispielsweise als Vorteil an, wenn eine PV-Lehrerin als Besuchslehrerin einer Familie mit inaktiven Kindern zugeteilt wird. Bei ihrem monatlichen Besuch kann sie dann eine Beziehung aufbauen, die die ganze Familie stark macht – sowohl die Kinder als auch die Mutter.



Barbara Winder (sitzend), Präsidentin der FHV, mit Joy Evans (stehend, links), ihrer Ersten Ratgeberin, Joanne B. Doxey, ihrer Zweiten Ratgeberin, und Joan Spencer, ihrer Sekretärin

Frage: Wie kann die Zusammenarbeit zwischen den Führungsbeamtinnen der Jungen Damen und der FHV den Mädchen, die ins FHV-Alter kommen, den Übergang erleichtern?

Joy Evans, Erste Ratgeberin: Die Führungsbeamtinnen in Gemeinde und Pfahl müssen sich gemeinsam darum bemühen, daß dieser Übergang den Mädchen etwas bedeutet und nicht bloß der zufällige Eintritt in die Organisation ihrer Mutter ist.

Darüber müssen wir uns Gedanken machen – schon lange bevor die Mädchen sechzehn, siebzehn Jahre alt sind. Wir müssen in ihnen schon früh den Samen pflanzen. Wenn wir uns mit ihnen über ihre Zukunft unterhalten, müssen wir auch über die FHV reden.

Barbara Winder: Genau – es muß ähnlich verlaufen wie die Vorbereitung unserer Söhne auf ihre Mission. Die Lorbeermädchen können auch gelegentlich eingeladen werden, mit ihrer Mutter zur Arbeitsstunde zu kommen. Eine vorbildliche Junge Erwachsene könnte den JD-Unterricht besuchen, um über die FHV zu sprechen.

Joanne Doxey: Wenn sie dann in die FHV eintreten, müssen wir ihnen etwas Großartiges, Wesentliches zu bieten haben.

Es ist wichtig, daß sie sofort integriert werden. Die FHV-Leiterin kann diese Mädchen beispielsweise als Besuchslehrerinnen einteilen.

Frage: Da wir gerade beim Besuchslehren sind – was möchten Sie den Frauen der Kirche dazu mitteilen?

Barbara Winder: Es ist sehr wichtig, daß jeder Schwester Besuchslehrerinnen zugeteilt sind, die ihr das Gefühl geben, sie wird gebraucht, jemand liebt sie und denkt an sie. Ebenso wichtig ist aber, daß die Besuchslehrerin in Nächstenliebe wachsen kann. Dadurch, daß wir unsere Frauen mit dem Besuchslehren beauftragen, geben wir ihnen Gelegenheit, die reine Christusliebe zu entwickeln, die ihnen zum größten Segen werden kann.

Joy Evans: Ich denke da an eine Gemeinde-FHV-Leiterin, die ich in Irland kennengelernt habe. Sie hat weder Auto noch Telefon, also fährt sie treu mit dem Fahrrad besuchslehren und ist von ihrer Aufgabe begeistert.

Frage: Zu unseren Mitgliedern zäh-

len Frauen in allen möglichen Lebensumständen. Was eint uns Ihrer Meinung nach?

Joy Evans: Daß wir uns dem Evangelium verpflichtet haben. Ich habe überall, wo ich gewesen bin, großartige, engagierte Frauen kennengelernt, Frauen, die gern dienen, wo immer sie berufen werden, die mehr über das Evangelium erfahren wollen.

Barbara Winder: In den kleinen Orten, die ich im nördlichen Maine besucht habe, habe ich Frauen kennengelernt, die in dem extremen Klima dort zusammenhalten, fast als gehe es ums Überleben. In den stärker bevölkerten Gebieten habe ich Frauen erlebt, die mit anderen Problemen zu kämpfen haben, damit, daß sie immer so beschäftigt sind, und mit den Anforderungen des Lebens in der Stadt. Alle aber sind durch das persönliche Engagement verbunden, in was für einer Umgebung sie auch wohnen.

Frage: In der Anfangszeit der FHV war der Dienst, den die Frauen einander leisteten, buchstäblich lebensrettend. Heute leben wir weitgehend ohne große Sorgen. Wie können wir uns da mehr anstrengen?

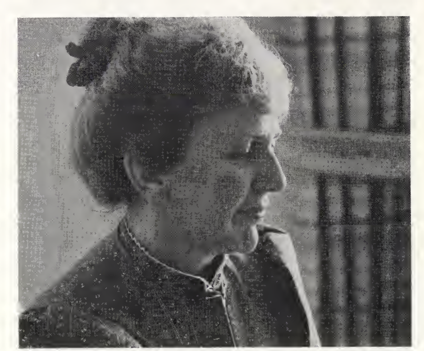
Barbara Winder: Ich bin mir gar nicht so sicher, daß wir wirklich ohne große Sorgen leben. Aufgrund der sozialen und seelischen Belastung sowie des zunehmenden wirtschaftlichen Drucks brauchen wir auch heute lebensrettende Maßnahmen.

Joanne Doxey: Ich war vor kurzem in Mississippi; dort fahren die Schwestern durch den ganzen Bundesstaat, um zusammenzusein, und das Besuchslehren nimmt einen ganzen Tag in Anspruch. Sie *brauchen* diese Schwesternschaft wirklich.

Barbara Winder: Eine Freundin von mir in Salt Lake City leidet an einer Krankheit, die sie an den Rollstuhl fesselt. Sie fährt ein besonders ausgestat-



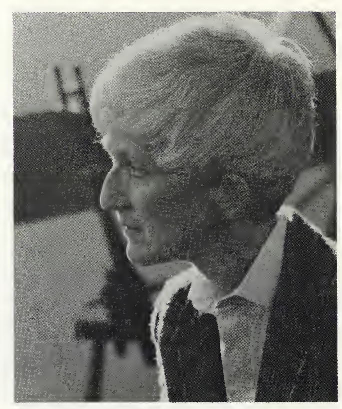
Barbara Winder, Präsidentin der FHV



Joanne Doxey, Zweite Ratgeberin



Joy Evans, Erste Ratgeberin



Joan Spencer, Sekretärin

tetes Auto, damit sie besuchslehren gehen kann. Sie holt ihre Partnerin ab, und sie fahren zusammen zu einer Schwester. Die Schwester kommt dann aus dem Haus und setzt sich für den Besuch zu ihnen ins Auto. Meine Freundin hat eine so liebevolle Ausstrahlung, daß oft die Nachbarn kommen und sich um das Auto herum an der Unterhaltung beteiligen.

Joy Evans: Solche Opfer laden den Geist in reichem Maße ein. Natürlich müssen wir nicht isoliert oder irgendwie eingeschränkt sein, um Opfer bringen zu können, die den Geist fördern. Ich kenne Frauen, denen es sehr gut geht und die auch alles geben.

Joan Spencer, Sekretärin: Ich denke da an eine wohlhabende Frau in Arizona. Ein Mädchen in ihrer Bekanntschaft mußte das gesamte Geld, das sie für eine Mission gespart hatte, dazu verwenden, ihrer schwerkranken Mutter zu helfen. Die Krankenhausrechnungen verschlangen das Missionsgeld. Diese großartige Frau hat dem Mädchen die Mission bezahlt. Ihr und ihrem Mann ist bewußt, daß sie, weil sie so gesegnet sind, verpflichtet sind, mit anderen zu teilen, und sie tun es von Herzen gern.

Frage: Wir erleben bei Frauen, die unterschiedliche Wege gehen, manchmal ein defensives Verhalten, so bei verheirateten und alleinstehenden Frauen, bei denen, die außer Haus arbeiten, und bei denen, die das nicht tun. Was für eine gemeinsame Grundlage haben die Frauen der Kirche?

Barbara Winder: Mich beeindruckt die Einstellung der Frauen in der Anfangszeit der Kirche. Sie haben zusammengehalten – manche waren reich, andere waren arm. Sie haben einander geholfen und sind ihre Probleme gemeinsam angegangen. Uns eint der Glaube an die Grundsätze des Evangeliums. Und wenn wir einig sind, können wir auch bestehen.

Joanne Doxey: Jede Frau ist eine Tochter Gottes. „Halten wir die Gebote? Nehmen wir an Nächstenliebe zu?" Status und Umstände einer Frau sind weniger wichtig als diese grundlegenden Fragen, die uns alle angehen.

Frage: Wir haben Schwestern in der ganzen Welt und in vielen verschiedenen Kulturkreisen. Wie flexibel dürfen die örtlichen Führungsbeamtinnen bei der Anpassung des Leitfadens an ihre Gegebenheiten vorgehen?

Joanne Doxey: Wir halten die Führungsbeamtinnen dazu an, eine Lektion immer erst *in sich aufzunehmen*, ehe sie etwas *ändern*. Es ist uns allerdings bewußt, daß die Lektionen auf die Gegebenheiten der Schwestern in den verschiedenen Kulturkreisen zugeschnitten werden müssen.

Joy Evans: Es kann in einer Gemeinde immer ein besonderer Bedarf bestehen, vielleicht ein Unglücksfall oder wenn jemand zum ersten Mal zum Tempel geht, so daß zusätzlicher Lehrstoff erforderlich wird. Dann können eine Konferenzansprache oder ein Artikel aus dem Stern gute Dienste leisten. Die meisten Lektionen lassen da genügend Spielraum.

Frage: Wie werden die Lektionen im FHV-Leitfaden weltweit in der Kirche aufgenommen?

Joy Evans: Die übereinstimmend positiven Reaktionen der Schwestern haben uns überrascht. Anscheinend sagen ihnen die Lektionen sehr zu. Abweichungen hängen wohl meist mit den Fähigkeiten der Lehrerin zusammen. Deshalb kommt es für uns darauf an, uns bewußt zu machen, daß wir durch unsere Lehrerfortbildungsprogramme immer bessere Lehrerinnen werden müssen.

Joanne Doxey: Alles Lehrmaterial zielt darauf ab, den Glauben an den Herrn Jesus Christus zu vertiefen. Jeder Unterricht soll sich auf die Grundsätze des Evangeliums konzentrieren, die uns als Anleitung dienen und uns helfen sollen, solchen Glauben zu entwickeln. Das kann in jedem Unterricht geschehen – im Unterricht zum Dienst am Nächsten, Von Mensch zu Mensch, Kulturelle Entwicklung, Mütterschulung und Haushaltsführung ebenso wie im Unterricht Geistiges Leben.

Barbara Winder: Wir hoffen, daß jeder Frau ihr Anrecht auf Entscheidungsfreiheit mit der dazugehörigen Rechenschaftspflicht bewußt ist. Natürlich brauchen wir gewisse Erkenntnisse, um intelligente Entscheidungen treffen zu können. In dem Maß, wie wir lernen, zu gehorchen und in Übereinstimmung mit unserem Glauben zu leben, erwerben wir Redlichkeit, und diese kann uns viel Kummer ersparen. Unser Leben hat einen Sinn, und wir sind am glücklichsten, wenn wir uns für eine Sache engagieren.

Frage: Zu unseren Schwestern zählen auch Frauen in Ländern, wo große Not eher an der Tagesordnung als die Ausnahme ist. Was müssen wir für sie tun?

Barbara Winder: Wir sorgen uns sehr um die Menschen in den Teilen der Welt, die manches von dem entbehren müssen, womit wir gesegnet sind. Wir wissen aber, daß unser Zehnter und unsere Spenden sich spürbar auf das Leben der Bedürftigen auswirken, und das ist schon ein großer Trost.

Joanne Doxey: In den Bergen von Guatemala bringen die Priestertumsführer den Leuten bei, wie sie den Maisanbau besser betreiben können – wie sie das Land brachliegen lassen und den Boden verbessern können. Die Leute lernen, besser für sich selbst zu sorgen und ihre Kinder richtig zu ernähren. Solche Anstrengungen betrachte ich als priestertumsgelenkte Möglichkeit, die die FHV von ganzem Herzen unterstützen kann.

Barbara Winder: Ich denke da auch an den Tempelbau, ein großes Werk. Durch unseren Zehnten und unsere Spenden können wir außerdem das Missionswerk der Kirche unterstützen. Es muß uns bewußt sein, daß wir für unsere Brüder und Schwestern in der ganzen Welt wirklich etwas tun.

Frage: Was Sie da schildern, ist ein planmäßiges Geben unter der Anleitung des Priestertums.

Joanne Doxey: Ja, das System ist vorhanden, das Werkzeug verfügbar. Wir müssen bloß das Werkzeug nutzen, das der Herr zur Verfügung stellt. Unter der Anleitung des Priestertums können wir unseren Mitmenschen ein Segen sein. Uns als Frauen muß über die eigene Person hinaus die Mission der Kirche am Herzen liegen. Missionsarbeit sowie Genealogie- und Tempelarbeit müssen uns ein Anliegen sein.

Joy Evans: Als ich in Neuseeland und Tahiti war, habe ich gehört, wie die Frauen sagten: „Wir lehren einander, würdig für den Tempel zu sein." Das ist etwas Großartiges!

Barbara Winder: Unser Ziel ist es, jede Frau dazu anzuregen, daß sie stark wird in ihrer Evangeliumserkenntnis, daß sie sich gemeinsam mit ihren Schwestern und mit dem Priestertum anstrengt. Anstrengungen sind nicht leicht, bringen aber wirklichen Lohn ein – Engagement, Schwesternschaft und Freude am Evangelium. ☐

Fotos von Eldon Linschoten

Cesar Aedo, Geschichtenerzähler ohne Worte

Don L. Searle

Er erhebt sich zur vollen Höhe seiner 160 Zentimeter, wirft sich in die Brust, setzt eine grimmige Miene auf und wird zum stolzen, ungeschlachten Goliat, der das ganze israelitische Heer herausfordert. Im nächsten Augenblick ist er schon der junge David, der leichtfüßig mit seiner Schleuder durch die Berge streift.

Genauso schnell verwandelt er sich in einen erschöpften Pionier, der seinen schwer beladenen Handkarren über die nordamerikanischen Ebenen zieht. Die angespannten Armmuskeln und jeder mühsame Schritt zeugen von der Anstrengung.

Kein Wort wird dabei gesprochen, aber man hört mit dem Herzen hin und versteht.

Cesar Aedo ist ein Pantomime, der in Europa immer bekannter wird. Er ist ein Schüler des französischen Meisters Marcel Marceau und ist schon in Deutschland, Frankreich und der Schweiz sowie in verschiedenen süd- und mittelamerikanischen Ländern öffentlich und im Fernsehen aufgetreten. Im Mai 1984 hatte er sein nordamerikanisches Debüt. Jetzt hat er einen Vertrag mit dem bekannten Zirkus Knie unterzeichnet.

Auf der Bühne und auch sonst wirkt er tatkräftig, spontan und intensiv. Wenn er von seinem bisherigen Leben spricht, wird deutlich, daß die Intensität, mit der er auftritt, typisch ist für das Engagement, mit dem er alles angeht, was ihm im Leben wichtig ist.

Bruder Aedo hat eine Mission erfüllt. Er stammt aus Lima, der Hauptstadt von Peru. Für seinen Vater, einen Schneider, war es gar nicht leicht, seiner großen Familie auch nur das Notwendigste zum Leben zu erwerben. Cesar war aber schon früh darauf aus, sich eine Ausbildung zu erwerben und den Rat des Propheten zu befolgen, nämlich eine Mission zu erfüllen. Er wußte, daß er sich dazu selbst anstrengen mußte. Also wusch und polierte er bei seiner Schule Autos, um zur Schule gehen und dann auf Mission gehen zu können. Die Mission bedeutete ihm so viel, daß er sich auch durch eine Blinddarmentzündung nicht lange davon abhalten ließ. Fünf Tage nach der Operation war er bereits wieder unterwegs. „Ich habe viel Arbeit, ich bin ein Missionar", erklärte er ganz sachlich.

Nach seiner Mission studierte er an der Villareal-Universität in Lima Soziologie. Seine große Liebe gehörte allerdings der Bühne, und so studierte er auch die entsprechenden Fächer. Mit ihnen hatte er sich schon mit sechs Jahren beschäftigt. Er war immer treu zum Religionsunterricht in der Kirche gegangen, der er damals angehörte, weil anschließend für die Kinder Filme gezeigt wurden. Die Stummfilmkomödien mit Buster Keaton, Charlie Chaplin und Harold Lloyd faszinierten ihn. Cesar war neun, als Missionare seiner Familie das Evangelium brachten. Mit elf trat er schon bei den Talenteabenden in seiner Gemeinde auf.

Nach dem Studium an der Villareal-Universität wollte Cesar Aedo in Europa weiter Politologie studieren. Er trat in verschiedenen süd- und mittelamerikanischen Ländern als Pantomime auf, bis er genug Geld gespart hatte, um nach Europa fliegen zu können. „Ich habe nach Europa bloß mein Talent mitgebracht, sonst nichts", sagt er.

Verschiedene Ereignisse, die er als Vorsehung betrachtet, hielten ihn davon ab, sich sofort zu immatrikulieren. Er verbrachte Ende 1979 und Anfang 1980 einige Wochen bei seiner Schwester in Genf, und damals beschloß er, statt Politologie zu studieren, bei dem Mann Pantomime zu lernen, der gemeinhin als *der* Meister gilt. Bruder Aedo wußte, durch seinen Glauben konn-

te er es möglich machen, wenn er sich nicht beirren ließ. Er fuhr also nach Paris zurück und war so hartnäckig, daß er es schließlich schaffte, Marcel Marceau zu sehen und einer seiner Schüler zu werden.

Drei Jahre lernte er bei Marcel Marceau, und zwar nicht nur die Kunst der Pantomime, sondern auch Drama, klassisches und modernes Ballett, Akrobatik und Fechten. Er war einer der wenigen Schüler, die es schafften, sich die Studiengebühren und den Lebensunterhalt durch Wochenendvorstellungen und Sommertourneen zu verdienen. Jetzt lernt er bei dem Mann, bei dem der Meister gelernt hat, bei Marcel Marceaus sechsundachtzigjährigem Mentor Etienne Decroux. Außerdem nimmt er weiter Ballettunterricht.

Er ist in erster Linie Komödiant. Einer seiner charakteristischen Sketche stellt einen Reisenden dar, der nicht aufbrechen kann, weil sein überladener Koffer sich nicht von der Stelle rührt. Der Koffer hängt an seinem Arm, und alle Anstrengungen bringen ihn nicht von der Stelle, bis er ihn aufmacht und ein Taschentuch herausnimmt!

Seine Kunst hat aber auch ihre ernsten Seiten. „Ich habe großen Glauben an Jesus Christus", sagt er mit Nachdruck und erklärt, Talente seien uns gegeben, damit wir unseren Mitmenschen helfen können, wie Jesus es gelehrt hat. Bruder Aedo nutzt sein Talent ganz augenscheinlich, um seinen Mitmenschen zu helfen, indem er andere fröhlich macht und indem er, wie er hofft, aufbauende Aspekte des Lebens darstellt.

Er stellt gern Geschichten aus der heiligen Schrift dar und führt das auch gleich vor. Als erstes ist er der demütige, heiligmäßige Bruder, der Gott sein Opfer darbringt, und dann der stolze, eifersüchtige, grausame. Der Zuschauer spürt Abels Frömmigkeit und Kains Ingrimm.

Cesar Aedo hat mit seiner Kunst aber auch schon auf sehr greifbare Weise geholfen. Durch seine Auftritte hat er es geschafft, einem seiner Brüder eine Mission in Kanada und zwei weiteren Brüdern eine Ausbildung in Paris zu finanzieren.

„Ich habe meiner ganzen Familie helfen können. Ich möchte mich aber nicht selbst loben, sondern ich verdanke es Gott, daß ich das geschafft habe."

Er ist jetzt dreißig und Mitglied der Gemeinde für Alleinstehende in Paris. Sein Leben war bisher von Arbeit, Lernen und Dienst an seinen Mitmenschen erfüllt, und er freut sich darauf, zu heiraten und eine Familie zu gründen.

„Ya viene", sagt er dazu. „Es wird schon werden." □



Eltern sein – in allererster Linie kommt es auf das Herz an

Patricia T. Holland
Erste Ratgeberin in der JD-Präsidentschaft

Als eine Vierjährige einmal gefragt wurde, warum ihr kleiner Bruder weinte, sah sie das Baby an, dachte kurz nach und meinte dann: „Ja, wenn du keine Haare und keine Zähne hättest und nur so wacklige Beine, dann würdest du auch weinen."

Wir kommen alle weinend zur Welt – und ein bißchen wacklig. Daß Eltern ein neugeborenes Baby nehmen, das in dem Moment nichts ist als ein Bündel Möglichkeiten, und dieses Kind lieben und führen, bis es sich zu einem völlig funktionierenden Menschen entwickelt, ist das größte Wunder der Wissenschaft und die größte Kunst, die es gibt.

Mit den Eltern hat der Herr etwas erschaffen, das ihm in atemberaubender Weise ähnlich ist. Wir, die wir Kindern das Leben geschenkt haben, wissen instinktiv, daß dies die höchste aller Berufungen, die heiligste aller Aufgaben ist – und deshalb kann der kleinste Fehler uns in tiefste Verzweiflung stürzen.

Selbst mit den besten Absichten und den aufrichtigsten Bemühungen erleben wir manchmal, daß unsere Kinder sich nicht so entwickeln, wie wir uns das wünschen. Es fällt uns manchmal sehr schwer, uns mit ihnen zu verständigen. Sie haben es vielleicht in der Schule schwer, oder sie haben Kummer, sind widerspenstig oder einfach beängstigend schüchtern. Es gibt viele Gründe dafür, daß sie noch etwas schwanken.

Und selbst wenn unsere Kinder gerade keine Probleme haben, denken wir wohl ständig besorgt darüber nach, wie wir sie vor so schmerzlichen Wegen bewahren können. Immer wieder fragen wir uns: „Mache ich es auch richtig? Schaffen sie es wohl? Soll ich sie verprügeln oder lieber mit ihnen diskutieren? Soll ich sie beaufsichtigen oder einfach ignorieren?" Die Realität schafft es irgendwie, auch die Besten von uns als Eltern zu verunsichern.

Ich habe vor kurzem in meinem Tagebuch etwas gelesen, was ich als junge und sehr besorgte Mutter geschrieben habe:

„Ich bete ständig, ich möge nie etwas tun, was die Gefühle meiner Kinder verletzt. Wenn ich ihnen je auf irgendeine Weise Schmerzen zufüge, dann sollen sie wissen, daß ich es nicht absichtlich getan habe. Ich weine oft innerlich wegen etwas, was ich achtlos gesagt oder getan habe, und bete darum, daß mir solche Übertretungen nicht wieder passieren. Ich bete darum, daß ich nichts getan habe, womit ich meinen Traum davon, was ich mir für die Entwicklung meiner Kinder wünsche, zerstört hätte. Ich sehne mich nach Hilfe und Anleitung – vor allem dann, wenn ich das Gefühl habe, ich habe sie falsch behandelt."

Nachdem ich das jetzt nach all diesen Jahren wieder gelesen habe, glaube ich doch, daß meine Kinder sich dafür, daß sie eine so nervöse Mutter hatten, erstaunlich gut gemacht haben. Ich spreche hier davon, weil ich Ihnen vor allem klarmachen möchte, daß ich zu Ihnen gehöre – als Mutter, die ihr Bündel Schuldgefühle wegen vergangener Fehler trägt, deren Selbstvertrauen sich auch jetzt noch erschüttern läßt und die vor zukünftigen Fehlern Angst hat. Vor allem möchte ich, daß jeder Vater und jede Mutter, die dies lesen, Hoffnung schöpfen.

Kaum einer von uns ist ein ausgebildeter Pädagoge. Deshalb können Sie sich bestimmt vorstellen, warum es mir soviel Mut gemacht hat, als ein Pädagoge, der an der Brigham-Young-Universität lehrt, mir gesagt hat: „Pat, Eltern sein hat so gut wie gar nichts mit Ausbildung zu tun. In allererster Linie kommt es auf das Herz an." Als ich ihn bat, mir das näher zu erläutern, sagte er:

„Eltern meinen oft, sie könnten sich deshalb nicht mit ihren Kindern verständigen, weil es ihnen an der Technik fehlt. Bei der gegenseitigen Verständigung kommt es aber weniger auf die Technik an als vielmehr auf die innere Einstellung. Wenn wir reuigen Herzens und demütig sind, wenn wir unsere Kinder lieben und um ihr Wohlergehen besorgt sind, dann klappt auch die Verständigung. Unsere Kinder erkennen unsere Anstrengungen an. Wenn wir dagegen ungeduldig, feindselig oder ablehnend sind, ist es ganz egal, was für Worte wir wählen oder wie wir unsere Gefühle zu verbergen suchen. Im Herzen können sie unsere innere Einstellung deutlich spüren."

Jakob hat im Buch Mormon gesagt, wir müßten alle in die Tiefen der Demut hinabsteigen und uns vor Gott als töricht erachten, ehe er uns das Himmelstor öffnet. (Siehe 2 Nephi 9:42.)

Solche Demut, wozu auch gehört, daß wir Fehler eingestehen können, ist wohl eine grundlegende Voraussetzung, wenn wir göttliche Hilfe erhalten und die Achtung unserer Kinder erlangen wollen.

Meine Tochter ist musikalisch begabt. Viele Jahre habe ich gemeint, dieses Talent würde sich nur dann entfalten, wenn ich am Klavier neben ihr stand und ihre Übungen am Klavier wie ein Sklaventreiber beaufsichtigte. Eines Tages, sie war dreizehn, vierzehn Jahre alt, wurde mir bewußt, daß meine Einstellung, die wahrscheinlich einmal nützlich gewesen war, unsere Beziehung jetzt sichtbar beeinträchtigte. Ich war hin und hergerissen zwischen der Befürchtung, sie werde ihr gottgegebenes Talent nicht voll entfalten, und der Realität einer immer angespannteren Beziehung wegen dieser Frage. Da

tat ich, was ich immer bei meiner Mutter gesehen hatte, wenn sie vor einem schwierigen Problem stand. Ich schloß mich im stillen Kämmerlein ein und schüttete im Gebet mein Herz aus, in dem Bemühen um die einzige Art von Weisheit, die mir helfen konnte, mich weiter mit meiner Tochter zu verständigen, nämlich die Weisheit und Hilfe, die durch Engelszungen kommt. Als ich mich von den Knien erhob, wußte ich, was ich zu tun hatte.

Weil es drei Tage vor Weihnachten war, gab ich Mary ein persönliches Geschenk und einen kleinen Brief. Darin stand: „Liebe Mary, es tut mir leid, daß ich einen solchen Zwiespalt verursacht habe, indem ich wie ein Sheriff am Klavier stand. Ich muß ziemlich dumm ausgesehen haben – bloß du und ich mit meinen Pistolen. Verzeih mir. Du bist im Begriff, eine selbständige junge Dame zu werden. Ich habe mir nur Sorgen gemacht, weil ich befürchtete, daß du als Frau nicht so selbstbewußt und erfüllt sein könntest, wenn du dein Talent nicht entfaltest. Ich liebe dich. Mama."

Später an dem Tag kam sie zu mir und sagte mir in einer stillen Ecke unseres Hauses: „Mutter, ich weiß, du willst nur mein Bestes, ich habe das immer gewußt. Wenn ich aber jemals gut Klavier spielen soll, muß *ich selbst* üben, nicht du!" Dann umarmte sie mich stürmisch und sagte mit Tränen in den Augen: „Ich habe immer überlegt, wie ich dir das beibringen sollte, und jetzt bist du ganz allein darauf gekommen."

Als wir uns dieses Erlebnis ein paar Jahre später ins Gedächtnis riefen, vertraute sie mir an, meine Bereitschaft zu sagen: „Es tut mir leid, ich habe einen Fehler gemacht, bitte verzeih mir", habe ihre Selbstachtung sehr gestärkt, weil es sie wissen ließ, sie sei es wert, daß sich ihre Mutter bei ihr entschuldigte, daß manchmal auch ein Kind recht haben könne. Ich frage mich, ob persönliche Offenbarung jemals kommt, ohne daß wir uns vor Gott als töricht erachten. Ich frage mich, ob wir nicht selbst kindlicher werden müssen, wenn wir unsere Kinder erreichen und ihnen etwas beibringen wollen. Sollten wir nicht unsere tiefsten Ängste und Schmerzen mit ihnen teilen, ebenso wie unsere höchsten Hoffnungen und Freuden, statt daß wir bloß versuchen, ihnen immer und immer wieder Vorträge zu halten und sie zu beherrschen und zu tadeln?



Ich möchte mit etwas schließen, was ich erst kürzlich erlebt habe.

Drei Tage hintereinander sprang mein Sohn Duffy (unser Elfjähriger, er ist Mitglied der Footballmannschaft seiner Schule) mich aus einer verborgenen Ecke unseres Hauses an, um mich ganz profimäßig zu blocken. Beim letztenmal fiel ich bei dem Versuch, dem Angriff auszuweichen, hin, warf dabei die Lampe um und fand mich mit dem rechten Ellbogen an der Augenbraue verkeilt wieder. Mit meiner Geduld war es aus, und ich schimpfte mit ihm, weil er mich als Blockpartner benutzte.

Bei seiner Antwort verflog mein Zorn sofort. Ihm rollten die Tränen über beide Wangen, und er sagte: „Aber Mama, du bist doch der beste Freund, den man sich nur vorstellen kann. Ich hatte gedacht, dir macht das genausoviel Spaß wie mir." Und: „Ich habe mir schon lange vorgenommen, was ich bei meinem ersten Interview als Footballstar sagen werde. Wenn sie mich fragen, wie ich so ein toller Fußballspieler geworden bin, sage ich ihnen: ‚Ich habe an meiner Mutter geübt!'"

Jedes Kind muß an seiner Mutter üben, und, was noch wichtiger ist, jede Mutter muß an ihrem Kind üben. So ermöglicht Gott es den Eltern und den Kindern, sich ihre Errettung zu erarbeiten. Ich habe eingangs geschrieben, wir kämen alle weinend zur Welt. In Anbetracht all der demütigenden Erfahrungen des Lebens ist es wohl verständlich, daß wir hin und wieder eine Träne vergießen. Es hilft uns aber, wenn wir immer wieder daran denken, daß es sowohl Kinder Gottes als auch die unsrigen sind. Und vor allem sollte es uns mit dem Glanz der Hoffnung erfüllen, daß wir wissen, wir können durch den Schleier hindurch, wenn wir Hilfe brauchen.

Ich gebe Ihnen mein Zeugnis, daß Gott uns in dieser vom Himmel geplanten Erfahrung niemals aufgeben wird und daß wir unsere Kinder – und uns selbst – niemals aufgeben dürfen. Im Namen Jesu Christi. Amen. □

Wenn ein Kind rebelliert

Als Eltern möchten wir, daß unsere Kinder demütig und Gottes Gesetzen gehorsam heranwachsen. Nicht alle Kinder entwickeln sich aber so, und viele Eltern haben ein rebellisches Kind. Wir wissen, daß Liebe und Anteilnahme vielleicht nicht ausreichen, aus unseren Kindern gehorsame Menschen zu machen. Auch ein Kind, das liebevoll belehrt worden ist, kann rebellisch werden. Ein solches Kind verstößt bewußt gegen wichtige Familienregeln oder Evangeliumsgrundsätze; es legt über einen längeren Zeitraum ein rebellisches Verhalten an den Tag und zeigt oft gar keine Reue. Solche Verhaltensweisen sind: ständiges Fluchen, Unkeuschheit, Alkohol trinken, Drogen nehmen und Schule schwänzen. Oft fängt die Rebellion damit an, daß das Kind nicht mehr zur Kirche geht.

Da sich unsere Kinder frei entscheiden können, treffen sie manchmal auch falsche Entscheidungen. Wir können zwar niemanden zur Rechtschaffenheit zwingen, können ihn aber durch Wort und Tat belehren und dann beten, er möge sich durch den Einfluß des Heiligen Geistes für das Richtige entscheiden. Ein rebellisches Kind kann für seine Eltern eine frustrierende und entmutigende Erfahrung sein. Wenn wir unsere Kinder auch nicht zum Gehorsam zwingen können, gibt es doch vieles, was wir tun können.

Rebellisches Verhalten ist oft die Folge, wenn ein Kind ein unbefriedigtes Bedürfnis hat. Wenn wir zu Hause keine liebevolle Atmosphäre voll gegenseitiger Achtung haben, wollen unsere Kinder vielleicht nicht befolgen, was wir lehren. Ein Kind braucht die Freiheit, sich entfalten und Entscheidungen treffen zu können und aus dem Gebrauch dieser Freiheit zu lernen. Wenn wir es mit Regeln überhäufen oder zu streng und anspruchsvoll sind, rebelliert unser Kind vielleicht bloß, um uns in Verlegenheit zu bringen. Wenn wir dagegen zu freizügig sind oder ihm nicht genügend Zeit widmen, fühlt es sich vielleicht ignoriert. Dann rebelliert es, um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Unsere Kinder können auch beschließen, zu rebellieren, wenn wir ihnen kein gutes Vorbild sind. Wir können nicht Heuchler sein, das heißt, das eine sagen und etwas anderes tun, und dabei von unseren Kindern Gehorsam erwarten. Wir können beispielsweise keine schlechten Videofilme mit nach Hause bringen, das Band dann an den „schlimmen Stellen" schneller laufen lassen (was wir tun können, weil wir den Film schon gesehen haben), und von unseren Kindern erwarten, daß sie sich gute Filme ansehen.

Manchmal testet ein kleines Kind seine Unabhängigkeit, indem es Familienregeln mißachtet. Es ist falsch, ein solches Verhalten zu ignorieren. Es gibt für unsere Kinder viele Möglichkeiten, sich selbständig zu fühlen, ohne daß sie die Familienregeln mißachten. Wenn wir die Grenzen fest, gerecht und konsequent wahren, solange unsere Kinder noch klein sind, können wir ihnen helfen, spätere, schwerwiegendere Rebellion zu vermeiden.

Oft geben die Eltern sich selbst die Schuld am Fehlverhalten ihrer Kinder. Ob das stimmt oder nicht (unsere Kinder werden schließlich von vielen Menschen und Gegebenheiten außerhalb der Familie beeinflußt), es nützt gar nichts, unsere Zeit mit Selbstvorwürfen zu vergeuden. Es hat auch keinen Sinn, zu meinen, andere wiesen uns die Schuld zu. Allzuoft hält uns dieses Gefühl, versagt zu haben, von den Versammlungen der Kirche oder von anderen Orten oder Menschen fern, die uns vielleicht helfen können. Es ist besser, wenn man einsieht, daß ein Problem besteht, und sich dann bemüht, es zu lösen.

Wir wollen deshalb betrachten, was wir als Eltern tun können, um dem rebellischen Kind zu helfen.

Als erstes können wir uns wohl selbst einmal genau unter die Lupe nehmen. Boyd Packer vom Rat der Zwölf gibt uns folgenden Rat: „Eltern, betrachten wir doch als erstes den schmerzlichsten Aspekt des Problems. Wenn Sie Ihren Sohn oder Ihre Tochter zurückholen wollen, dann setzen Sie doch zunächst einmal die Versuche, Ihr Kind zu ändern, aus, und konzentrieren Sie sich auf sich selbst. Die Veränderungen müssen bei Ihnen einsetzen, nicht bei Ihrem Kind.

Sie können nicht so weitermachen wie bisher *(selbst wenn Sie Ihr Verhalten richtig finden)* und erwarten, gewisse Verhaltensweisen Ihres Kindes zum Verschwinden zu bringen, wenn Sie sie durch Ihr Verhalten selbst heraufbeschworen haben.

Sie, nicht das Kind, bedürfen der unmittelbaren Aufmerksamkeit.

Eltern, Ihnen kann wirklich geholfen werden, wenn Sie es nur wollen. . .

Wenn Sie aber ein Heilmittel suchen, *das Glauben und religiöse Lehre ignoriert, dann suchen Sie etwas, was Sie niemals finden werden. . .*

Eltern, die wissen, daß es einen Gott gibt und daß wir seine Kinder sind, können sich solchen Problemen siegreich stellen.

Das wäre ein Wunder, meinen Sie? Nun, wenn es eines Wunders bedarf, warum nicht?" (*Improvement Era*, Dezember 1970, Seite 106f.)

Als Eltern müssen wir unser eigenes Verhalten betrachten und ändern. Eine Schlüsselmaßnahme, die Eltern häufig ergreifen können, ist, die Beziehung zum Kind wiederherzustellen (oder überhaupt erst eine Beziehung anzu-

knüpfen). Oft rebelliert ein Kind, weil es sich einsam, ignoriert oder wertlos fühlt. Es benimmt sich schlecht, um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wenn wir unserem Kind Zeit widmen, helfen wir ihm, solche Gefühle zu überwinden.

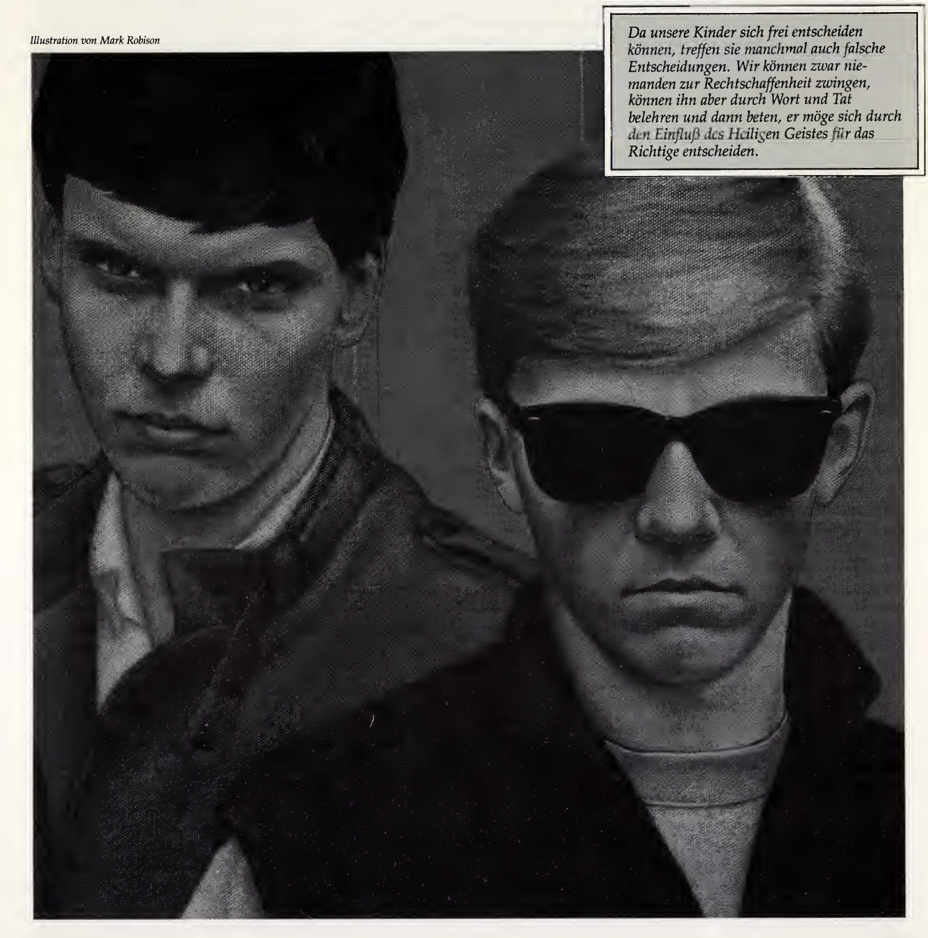
Der Aufbau einer Beziehung erfordert Zeit und Opfer. Wir müssen mit unseren Kindern reden (und ihnen nicht nur Vorträge halten) und gemeinsam etwas unternehmen.

Eine Mutter hat von ihren anfänglichen Versuchen erzählt, mit ihrer widerspenstigen Tochter etwas zu unternehmen. Die Tochter hatte schon eine Weile mit Mädchen Umgang, deren Verhalten – Trinken, späte Partys und Schuleschwänzen – in der Familie Anlaß zu viel Streit gewesen war. Bald verlief jedes Gespräch des Mädchens mit den Eltern nur noch laut und anklagend. Als der Mutter schließlich bewußt wurde, wie schlecht ihre Beziehung geworden war, beschloß sie, etwas zu tun.

Das Mädchen war nicht bereit, mit der Mutter irgend etwas zu unternehmen, war aber einverstanden, als die Mutter sie morgens zur Schule fahren wollte. Die ersten paar Wochen verlief die Fahrt noch verkrampft, und die Unterhaltung beschränkte sich auf einfache Fragen mit einem Ja oder Nein als Antwort. Als aber die Zeit verging und das Mädchen merkte, daß es von der Mutter nicht kritisiert oder verurteilt wurde, fing es an, sich ihr zu öffnen, ihr von seinem Leben und seinen Gefühlen zu erzählen. Die morgendliche Fahrt wurde zur innigen, angenehmen Unterhaltung, und das Mädchen stellte

Da unsere Kinder sich frei entscheiden können, treffen sie manchmal auch falsche Entscheidungen. Wir können zwar niemanden zur Rechtschaffenheit zwingen, können ihn aber durch Wort und Tat belehren und dann beten, er möge sich durch den Einfluß des Heiligen Geistes für das Richtige entscheiden.

Illustration von Mark Robison



fest, daß die Mutter ihm eine treue Freundin war.

Ein rebellisches Kind braucht unsere beständige Liebe. Selbst wenn wir mit seinem Verhalten nicht einverstanden sind, können wir es doch akzeptieren und lieben und es im Kreis der Familie halten, wo wir es belehren und ermutigen können.

Ein rebellisches Kind akzeptieren bedeutet nicht, ihm zu gestatten, daß es uns ausnutzt oder andere verletzt. Eine verwitwete Mutter erklärte ihrem heranwachsenden Sohn, als er zu Hause rauchen wollte, was für Regeln in ihrem Haushalt zu beachten waren: „Ich liebe dich, aber in diesem Haus wird nach dem Evangelium gelebt." Als ihr Sohn drohte, er werde ausziehen, erwiderte sie: „Du bist hier immer herzlich willkommen, und ich werde dich immer lieben, egal wo du wohnst. Wenn du aber hier bist, gelten immer dieselben Regeln."

Wir dürfen uns durch die Sorge um ein rebellisches Kind nicht dazu verleiten lassen, unsere anderen Kinder zu vernachlässigen. Auch wenn ein rebellisches Kind unsere Zeit und Kraft sehr beansprucht, dürfen wir die anderen Kinder nicht links liegen lassen. Wir sind schließlich auch für die verantwortlich, die nicht schwierig und rebellisch sind.



Es ist außerdem sehr wichtig, daß wir auf unseren Ehepartner Rücksicht nehmen und mit ihm eins sind. Wir dürfen nicht zulassen, daß ein rebellisches Kind uns Eltern entzweit.

Es besteht die Hoffnung, daß sich etwas ändern wird, wir müssen allerdings geduldig und für Hilfe offen sein. Loren C. Dunn vom Ersten Kollegium der Siebzig hat uns den Rat gegeben: „Eltern können versucht sein, ihre Kinder aufzugeben, vor allem wenn die Kinder sich nicht um Sittlichkeit und anständiges Verhalten scheren, das den Eltern wichtig und in der Familie die Regel ist, und wenn die Kinder gegen jede Anstrengung seitens der Eltern rebellieren, ihr Verhalten zu ändern und ihnen einen besseren Weg zu zeigen.

Es ist so traurig, wenn wir heute erleben, daß allzuviel junge Leute ohne Orientierung dahintreiben, wobei manche von ihnen in Schwierigkeiten sind und manche der Gesellschaft Schwierigkeiten machen. Es fällt vielleicht schwer anzuerkennen, daß der himmlische Vater auch sie Sohn beziehungsweise Tochter nennt.

Eltern, *mögen wir unsere Kinder niemals auf einem finsteren und gefährlichen Weg im Stich lassen, was das Problem auch sein mag und wie sie auch dorthin gelangt sein mögen.* Wenn sie an den Punkt gelangen – und bei manchen wird die Zeit vielleicht schmerzlich lang sein – wenn sie an den Punkt gelangen, daß sie uns brauchen, *dürfen wir sie auf keinen Fall enttäuschen.*" (*Improvement Era,* Dezember 1970, Seite 62ff.)

Wir geben unsere Kinder niemals auf. Wenn wir ihnen die richtigen Grundsätze beigebracht haben, wenn wir uns selbst entsprechend ändern und wenn wir sie immer lieben, werden viele rebellische Kinder ihr Verhalten ändern. Es dauert vielleicht Jahre, aber wir dürfen die Hoffnung nie aufgeben.

Wir müssen die Last eines rebellischen Kindes auch nicht allein tragen. Es kann sehr helfen, wenn wir sie mit jemandem teilen, der nicht zur Familie gehört. Der Bischof, gute Freunde, Beratungsstellen oder Eltern, die ähnliches durchgemacht haben, können eine große Stütze sein. Die größte Stütze ist aber der Herr, und ihm können wir unsere Sorgen immer vortragen.

Nichts bekümmert rechtschaffene Eltern mehr als ein rebellisches Kind. Die Intensität, mit der das Kind die Familienregeln und die Gebote verletzt, kann die Eltern sehr zermürben. Es nützt aber gar nichts, wenn man sich Schuld- und Minderwertigkeitsgefühlen hingibt, sondern es ist besser, wenn wir uns an den Herrn wenden. Er kann uns mit Geduld segnen, so daß wir solches Verhalten ertragen, und uns eingeben, was wir tun können, um eine Veränderung zu bewirken. Der Herr segnet alle unsere *Bemühungen,* und das ist letztlich alles, was er tut. Unsere Kinder werden ihre Selbständigkeit behalten. Weder der Herr noch wir können sie zwingen. Wir können aber tun, was in unserer Macht steht, um ihnen zu helfen und sie zu beeinflussen.

„Ich glaube, ein Kind hat ein Anrecht darauf, das Richtige zu tun und das Falsche zu tun und dabei zu wissen, daß seine Eltern es dabei nie im Stich lassen werden." (*Christian Science Monitor,* 9. September 1970, Seite 64.)

Fangen wir an

Folgendes kann Ihnen helfen, den Artikel auf Ihre Familie zu beziehen:

1. Wenn Sie ein rebellisches Kind haben, dann überlegen Sie, wie Ihr Kind vielleicht Ihr Interesse an ihm beziehungsweise Ihr Desinteresse auslegt. Was können Sie tun, um mehr Interesse an ihm zu zeigen? Was können Sie diese Woche tun? Was für Traditionen können Sie mit ihm begründen?

2. Überdenken Sie gründlich Ihr Verhalten. Haben Sie vielleicht dadurch Ihr Kind zu seinem rebellischen Verhalten beeinflußt? Was können Sie tun, um Ihr eigenes Verhalten zu ändern?

3. Was für Interessen, Hobbys und Freunde hat Ihr Kind? Was für Fernsehsendungen sieht es sich an? Was für Musik hört es? Kann irgend etwas davon einen schlechten Einfluß auf Ihr Kind haben? Sprechen Sie darüber, wie Sie solchen Einfluß vermindern können.

4. Beten Sie für Ihr Kind? Fasten Sie notfalls?

Ein Nachmittag auf Hawaii

Kris Mackay

An den Lärm kann Gordon Daniels sich am besten erinnern. Das unablässige Tosen der Brandung, wenn die drei bis fünf Meter hohen Wellen sich an den Felsen brachen und die Luft mit Gischt erfüllten, bis sie selbst fast aus Wasser zu bestehen schien. Der Lärm machte jedes Reden fast unmöglich.

Der Himmel war an den Tag bewölkt; es waren aber keine flaumigen, weichen Wölkchen, die sanft an einem strahlendblauen Himmel vorüberzogen, sondern finstere, drohende Wolken, und der Wind heulte an den Klippen entlang.

Vierundzwanzig Jungen bummelten den Nachmittag an der Nordküste von Westmaui (zu Hawaii gehörig) entlang, nachdem sie über zwei Monate Ananas gepflückt hatten. Es war ihr letzter freier Tag vor der letzten Arbeitswoche. Anschließend wollten sie noch eine Vergnügungsfahrt über die Inseln machen und dann nach Hause auf das US-Festland fahren. Die meisten Jungen unter Gordons Aufsicht hatten schon Reiseschecks in der Tasche. Sie hatten von einem sensationellen Zugloch gehört, wo die Brandung wie eine Fontäne durch eine Öffnung des Küstenfelsens gepreßt wurde. Das Zugloch befand sich mitten in einem glatten Felsplateau auf der anderen Seite der Insel, und die Jungen wollten gern hin.

Sie waren alle überrascht. Der Norden war öde, nicht so üppig grün wie das Hawaii, das sie bis dahin erlebt hatten. Die Landschaft erinnerte sie an die Bilder vom Mond. Wohin das Auge blickte, kein Grashalm, kein Baum oder irgendeine andere Pflanze, am Strand nicht ein einziges Sandkorn. Scharfe, zerklüftete Lavafelsen, die sich nach unten zu verjüngten und schließlich im Meer verschwanden.

Zwei Gruppen zu je 12 Jungen – jede mit ihrem eigenen Führer – waren an dem Tag mit einem Lastwagen und einem Kleinbus gemeinsam unterwegs.

Doug Carlsens Jungen waren zwei, drei Minuten vor Gordons Gruppe da. Langsam arbeiteten sich Gordons Jungen die schroffen Abhänge hinab bis zu dem Felsplateau vor und sahen, daß bereits sechs, sieben ihrer Freunde um das Loch herumsaßen und die Füße über den Rand baumeln ließen.

Keiner hielt das für besonders gefährlich. Sie hielten es vielmehr für ein spannendes Spiel, die Füße erst Sekunden vor dem Wasserschwall wegzuziehen. Alle 35, 40 Sekunden prallte eine Welle gegen die Felsen unter ihnen und sprühte durch das Loch die Gischt nach oben, die 15 Meter hoch in die Luft schoß, dort einen Augenblick stand und dann mit Getöse wieder in dem neunzig Zentimeter großen Loch verschwand. Es war aufregend!

Alles war feucht und glitschig, und während Gordons Jungen auf ihre Freunde zueilten, warnten sie einander davor, an die seewärts gerichtete Seite des Lochs zu geraten. Es fröstelte sie bei dem Gedanken, sie könnten über die Klippen hinabstürzen, doch der Gedanke war bloße Theorie. Niemand rechnete mit so etwas.

Dann, ohne Warnung, entlud sich ein Stoß, der viel mächtiger war als die anderen, und sie rannten volle acht Meter zu den überhängenden Felsen zurück. Unmittelbar darauf ertönte der Schrei: „Wo ist Mike?" Eine Stimme klagte laut: „Ich glaube, ich habe gesehen, wie er in das Loch gesogen wurde!"

Es ist merkwürdig, wie anders die Elemente klingen, wenn sie zur feindlichen Stimme geworden sind. Die vorherige Spannung wich regelrechter Panik.

Die beiden entsetzten Führer sprangen hin, um in die Tiefe des Zuglochs zu spähen, aber dort war alles pechschwarz. Der nächste Strahl vertrieb sie fast im selben Augenblick, aber sie kamen zurück, um vergeblich in die tiefe Finsternis zu starren, in der Mike verschwunden war.

Völlig außer sich riefen sie seinen Namen, aber es kam keine Antwort. Dreimal kam das Wasser wieder in die Luft geschossen und zwang sie zum Rückzug, und dreimal liefen sie wieder hin und riefen nach unten hin gegen den Wind seinen Namen.

Zwischen dem dritten und vierten Ausbruch kam eine Antwort, und zwar verblüffend deutlich: „Ja, ich bin hier unten, aber ich glaube, mir ist nichts passiert." Sie wurden schwach vor Erleichterung. Mit jedem neuen Wasserstrahl hatten sie erwartet, Körperteile von Mike hochkommen zu sehen.

Alle zogen ihre Hosen aus und banden sie zu einem improvisierten Seil zusammen. Von unten war nichts mehr zu hören. Sie ließen das Seil in die Finsternis hinab und riefen Mike mit rauher Stimme zu, er solle es ergreifen, wenn es kam.

Doch die Wellen, die unermüdlichen, frustrierenden Wellen, brandeten immer weiter gegen das Ufer, und der Wasserstrahl kam immer wieder hochgeschossen. Zweimal ließen sie das Seil hinab, zweimal wurde es ihnen wieder ins Gesicht zurück geschleudert.

Einer von Mikes besten Freunden bot an, selbst hinunterzuklettern, doch der Gedanke wurde rasch verworfen. Das Wasser, das die Felsen schon seit Jahrhunderten überspülte, hatte jeglichen sicheren Halt abgetragen. So mutig der Gedanke auch war, er mußte doch fallengelassen werden.

Doug Carlsen saß vornübergebeugt da und starrte in das Loch; sein Gesicht war kreideweiß. „Was soll ich tun? Wir müssen ihn retten!"

In dem Augenblick erspähte jemand draußen in der Bucht etwas, und sie konnten ausmachen, daß es Mike war. Er tanzte auf den Wellen auf und nieder und war offensichtlich bewußtlos. Merkwürdigerweise war sein Kopf aber ziemlich aufrecht und über Wasser.

Doug sprang auf die Füße und rief: „Ich muß ihn retten!" Gordon schrie zurück: „Kannst du schwimmen?" „Nicht sehr gut, aber er ist einer von meinen Jungen – ich muß es versuchen."

Da war Greg Parker zur Stelle. „Ich kann schwimmen", rief er gegen das Tosen der Brandung an. „Ich bin ein Adlerscout und Rettungsschwimmer. Ich werde es schaffen!"

Also suchte sich Greg, gutaussehend und sportlich und mit großem Selbstvertrauen ausgestattet, langsam zwischen den Felsen einen Weg und sprang in die Wellen, während Mike immer näher an die scharfen Kanten eines erstarrten Lavabrockens herangetrieben wurde. Mit kräftigen Zügen schwamm Greg zu ihm hin, faßte ihn im Transportgriff und zog ihn aufs offene Meer zurück. Mike war bewußtlos, und Greg versuchte, seitlich zu schwimmen.

Wohin konnten sie aber schwimmen? Wenn sie zur Küste schwammen, schmetterten die Wellen sie gegen die Felsen. Das Wasser schlug ihnen ständig über den Kopf und mußte unweigerlich in die Lungen eindringen. Seewasser ist salzig, und wenn man es schluckt, verursacht es Brechreiz, was auch den stärksten Schwimmer auf die Dauer ermattet; Gregs ganzer Organismus war davon in Mitleidenschaft gezogen.

Inzwischen waren sie wieder bis auf sechs Meter an die Lavaformation herangetrieben worden. Die hilflosen Zuschauer konnten kaum Gregs Worte ausmachen: „Ich schaffe es nicht. Wir brauchen Hilfe!"

Steve Dudley schrie: „Greg ist mein bester Freund." Und noch ehe die anderen sich überhaupt rühren konnten, war er schon kopfüber ins tobende Wasser gesprungen. Jetzt waren statt einem schon drei Jungen in Gefahr.

Er schaffte es aber, zu den beiden zu gelangen, und gerade in dem Augenblick erlangte Mike teilweise das Bewußtsein wieder.

Mike konnte sich daran erinnern, wie schrecklich es gewesen war, als der Sog ihn das Zugloch hinuntergerissen hatte. Er war gut drei Meter weiter unten auf einem Felsvorsprung aufgeschlagen. Dort hatte er sich kurz festklammern können, aber nicht lange. Der Wucht der vielen Tonnen Wasser, die ins Meer zurückdrängten, hatte sein Griff nicht standgehalten; er war durch einen horizontalen Tunnel gewirbelt und ins Meer geschleudert worden.

Greg und Steve schafften es jetzt gemeinsam, Mike weiter aufs offene Meer hinauszuziehen, weg von den Klippen, und für den Augenblick waren sie relativ sicher. Gordon sagte zu dem anderen Gruppenführer. „Ich muß allein sein, um nachzudenken. Ich bin sofort wieder da."

Er ging hinter einen riesigen Felsen, wo er allein war, und flehte mächtig zum Herrn. Er versprach ihm alles, was er hatte oder je haben werde, alles, was Gott von ihm verlange, wenn er ihm nur helfen wolle, die Jungen sicher aus dem Wasser zu holen.

Als Gordon hinter dem Felsen hervorkam, fiel ihm eine kleine Bucht etwa zwölf Meter weiter rechts auf. Sie war zwar auch mit Felsen bestückt, doch etwas sicherer. Wenn die Jungen es schafften, dorthin zu kommen, konnten sie vielleicht so lange aushalten, bis ein Hubschrauber herbeigerufen war. Sie kämpften jetzt schon zwanzig Minuten gegen die Wellen an und ermatteten ganz offensichtlich. Durch Wind und Wellen hindurch hörte er sie beten: „O Gott, bitte hilf uns!"

Die Jungen am Ufer knieten im Kreis nieder, um zu beten. Gordon stand etwas abseits. Da kam ihm ein Gedanke in den Sinn, fast wie eine Stimme, aber doch nicht ganz: „Du mußt das Meer beruhigen."

Erst war er schockiert über die Anmaßung. Wie konnte er solche Macht ausüben? Mose hatte das Meer geteilt, aber er war doch bloß Gordon Daniels. Der Gedanke, etwas zu versuchen, was so weit außerhalb seiner Vorstellungskraft lag, beängstigte ihn.

Das Gefühl kam aber noch ein zweites und ein drittes Mal: „Du mußt das Meer beruhigen." Es verdrängte alles andere, bis auf die Sorge: „Werde ich eines Tages dafür zur Rechenschaft gezogen werden, daß ich meine Priestertumsmacht mißbraucht habe?"

Er erhob den Arm zum Himmel und befahl den Wellen im Namen Jesu Christi, still zu sein, bis die Jungen aus der Gefahr befreit waren. Der Gebetskreis löste sich auf, und die Jungen scharten sich um Gordon, als er den Befehl noch einmal aussprach.

Sogleich waren die tosenden Wellen, die so erbarmungslos herangerollt kamen, ruhiger. Dann bildeten sich zwei riesige Wellen, die aus entgegengesetzten Richtungen kamen, aus Richtungen, wo sich vorher keine Wellen gebildet hatten, und kamen gerade dort in einem Winkel zusammen, wo die erschöpften und fast leblosen Schwimmer darum rangen, nicht unterzugehen. Die Wellen hoben sich und stießen die Jungen fünfzehn Meter näher an die kleine Bucht heran.

Einer der Jungen am Ufer war schon zum Lastwagen gelaufen, um ein Styroporkissen zu holen. Er warf es mit aller Kraft den Schwimmern zu, als ein zweites Paar Wellen genauso zusammenkam wie das erste und die Schwimmer bis an die Bucht heranschob. Jetzt waren sie noch drei Meter von der schützenden Bucht entfernt. Steve fing das Kissen auf und schob es wie ein Surfbrett unter Mike; innerhalb von Sekunden waren sie dann in Reichweite ihrer Retter.

Das einzige Problem war jetzt, daß das Ufer der kleinen Bucht genauso kahl und gefährlich war wie die übrige Küste. Es gab auch hier Felsen, und es bestand durchaus die Möglichkeit, daß die wundersamen Wellen, die aus dem Nichts aufgetaucht waren und sie zweimal weitergebracht hatten, sie jetzt an den unnachgiebigen Felsen zerschmettern ließen.





Gordon lief los, sobald er sah, daß die Wellen sich von neuem bildeten. Er mußte die Bucht vor den erschöpften Schwimmern erreichen.

Er watete bis zur Hüfte ins Wasser und griff nach Mike. In dem Augenblick schlugen die Wellen wieder zu, und ein Wasserschwall bedeckte beide. Er hob die Hände hoch über den Kopf, hielt den Atem an und reichte Mike an die Helfer weiter, die schon oben auf den Felsen warteten. Das gleiche wiederholte er mit Greg. Steve ließ das Kissen los und wurde gegen die Felsen geschleudert, bevor Gordon ihn zu fassen bekam. Er hatte in der Rippengegend und an den Seiten schlimme Schürfwunden.

Mike war nicht bei vollem Bewußtsein, aber alle drei waren aus dem Wasser heraus und am Leben.

Alle fühlten sich völlig erschöpft. Rund fünfundvierzig schreckliche Minuten waren seit dem ersten erschreckten Schrei verstrichen: „Wo ist Mike?" Sie ließen sich gegen die nächstbeste Stütze sinken und wollten wenigstens ein bißchen verschnaufen. Gordon spürte aber ganz dringlich, daß sie um jeden Preis ganz fort mußten, und sie begannen den Aufstieg.

Einem Jungen fielen die Reiseschecks ein, die sie in den Hosentaschen hatten. Die Hosen hingen noch zusammengebunden an den Felsen über dem Loch. Er wollte schon hin, um sie zu holen. Gordon schrie ihn an: „Nein! Laß sie, wir müssen hier raus!"

Sie trugen Mike in den Armen, und Gordon kam als letzter oben an. Er wandte sich zu einem letzten Blick zurück; ein Sonnenstrahl drang durch die Wolken. Es war fast fünf Uhr. Er war erschöpft, aber dankbar.

Als er aufs Meer hinausblickte, sah er eine ganz andersartige Welle heranrollen, als sie sie bisher gesehen hatten, nicht mit rauhen Rändern, sondern ganz glatt. Er sah fasziniert, wie sich auf ihrem Kamm ein schwarzes Loch bildete. Der schwärzeste Teil ergoß sich genau auf die Stelle, wo die Hosen lagen (und wo sie alle noch Sekunden zuvor gesessen hatten und wo jetzt noch wenigstens ein Junge gewesen wäre, wenn er ihn gelassen hätte). Als sich die Welle wieder ins Meer ergoß, waren die Felsen kahl. Von den Hosen war nichts mehr zu sehen, so als hätten sie nie existiert.

Sie trugen Mike die Klippen hinauf, so hoch sie konnten, und hielten an, um ihn in Handtücher zu wickeln, bevor sie zum Lager zurückfuhren. Als sie dort in tropfnassen Unterhosen einmarschierten, war die Aufregung groß.

Die Feuerwehr brachte Mike, Greg und Steve ins nächste Krankenhaus. Ihre einzigen Verletzungen waren Steves Schürfwunden und das Salzwasser in Mikes Lungen. Die Ärzte behielten Mike über Nacht zur Beobachtung da; sie staunten, daß er den Sturz überlebt hatte. Es waren schon andere in das Zugloch gefallen, und nie war einer lebend wieder herausgekommen.

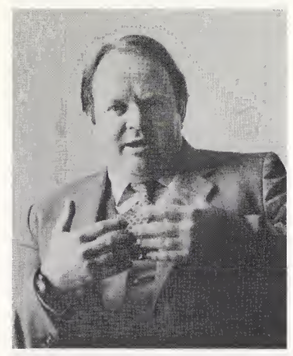
Der Bürgermeister von Maui County ehrte Steve und Greg für ihren außergewöhnlichen Heldenmut.

Gordon läuft es immer noch kalt den Rücken herunter, wenn er an die Hoffnungslosigkeit dieses Nachmittags an der öden Küste von Maui denkt, und er staunt, daß es ihm vergönnt war, an dem Wunder teilzuhaben, das dort geschah. Sein Versprechen hat er nicht vergessen. □

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.

Ich habe eine Frage

Frage:
Angenommen, ich mache beim Abendmahlsgebet einen Fehler; muß ich dann von vorn anfangen, oder genügt es, die betreffende Zeile zu wiederholen?



Antwort:
Mark E. Hurst ist Führungssekretär des JM-Ausschusses.

Das Abendmahl ist eine der heiligsten Handlungen, woran ein Mitglied der Kirche beteiligt sein kann. Die Handlung an sich ist sehr schlicht, aber ihre Bedeutung grundlegend und wichtig – für den, der das Abendmahl empfängt, nicht weniger als für den, der es segnet. Das wöchentliche Erneuern von Bündnissen, die früher, bei der Taufe, geschlossen wurden, ermöglicht es dem, der am Abendmahl teilnimmt, von neuem den Entschluß zu fassen, daß er gemäß dem Vorbild Jesu Christi leben wird.

Ein würdiger Priester oder ein Träger des Melchisedekischen Priestertums, der beauftragt wird, am Abendmahlstisch zu amtieren, kann wie kein anderer dazu beitragen, daß das Abendmahl für die Teilnehmer ein geistiges Erlebnis wird.

Der Herr hat uns ausdrücklich angewiesen, wie wir den Segen für Brot und Wasser erbitten sollen – die Abendmahlsgebete sind nämlich heilige Schrift (Moroni 4:3; 5:2; LuB 20:77,79). Ob diese heilige Handlung in hohem Maß geistig oder nur oberflächlich ist, hängt weitgehend davon ab, ob diese Gebete würdig und andächtig gesprochen werden. In den AP-Leitfäden wird vorgeschlagen, daß die jungen Männer im Priesteralter die Gebete auswendig lernen. Wenn man sich mit dem Zweck des Abendmahls auseinandersetzt und ihn versteht, so kann man seine Aufgabe auch besser erfüllen, wenn man beauftragt wird zu amtieren. Wie auch anderswo ist die Gefahr, einen Fehler zu machen, geringer, wenn man sich vorbereitet und übt. Die Gebete sollen zwar in jedem Fall von der Karte oder aus der Schrift abgelesen werden, doch fühlt sich der Amtierende sicherer und weiß, daß er das Gebet mit Ehrfurcht und Geistigkeit sagen kann, wenn er sich damit vertraut gemacht und den Text auswendig gelernt hat.

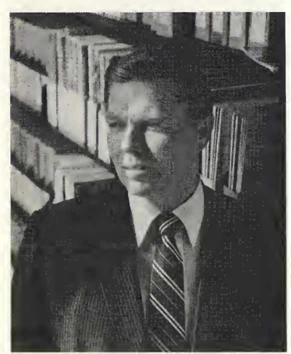
Trotzdem macht jeder hin und wieder Fehler; wenn man aber weiß, daß ein Fehler leicht zu korrigieren ist, hat man mehr Sicherheit und macht weniger falsch. Wenn der Amtierende einen Fehler macht und ihn sofort korrigiert, ist es nicht nötig, das ganze Gebet zu wiederholen. Berichtigt er den Fehler nicht, so muß der Bischof die Weisung geben, das Gebet zu wiederholen – rücksichtsvoll und ohne den Betreffenden bloßzustellen.

Die Abendmahlsversammlung erfüllt vor allem den Zweck, daß man am Abendmahl teilnimmt. Abgesehen davon, daß die heilige Handlung selbst wichtig ist, wird die Atmosphäre für den weiteren Verlauf der Versammlung geschaffen. Die Anwesenden können sich auf den Geist einstimmen, damit sie mehr von der nachfolgenden Evangeliumsbelehrung haben. Wer am Abendmahlstisch amtiert, soll ehrfürchtig der Segnungen gedenken, die man durch die Teilnahme am Abendmahl empfängt und zu denen die Amtierenden beitragen. □

Ich habe eine Frage

Frage:

Ich bin Diakon und möchte wissen, ob die Reihenfolge von Brot und Wasser beim Abendmahl eine Bedeutung hat. Angenommen, jemand wird beim Austeilen des Brotes übergangen – kann er dann das Wasser zuerst nehmen, oder muß ich zum Abendmahlstisch zurückgehen und das Brot holen?



Antwort:
Kent E. Pulsipher
ist Bischof der Gemeinde Sandy 20 im Pfahl Sandy Utah East.

Du stellst eine wichtige Frage über ein heiliges Thema. Das zeigt, daß du dein Amt als Diakon voller Einsicht und Inspiration wahrnimmst. Es ist etwas Schönes, wenn jemandem, der das Aaronische Priestertum empfängt, die Bedeutung seines Auftrags vom Herrn bewußt ist.

Wenn die Brüder im Aaronischen Priestertum die Abendmahls-Sinnbilder in der rechten Weise vorbereiten, segnen und austeilen, können sie die jüngeren Mitglieder der Kirche durch ihr Vorbild anspornen. Der Herr Jesus Christus hat diese heilige Handlung am Abend des Letzten Abendmahls persönlich eingeführt (siehe Matthäus 26:26–28). Dieses bemerkenswerte Ereignis ging seiner Kreuzigung und Auferstehung unmittelbar voraus. Die Praxis des Opferns war damit beendet und wurde durch das Opfer eines reuigen Herzens und zerknirschten Geistes ersetzt. Es wurden neue Bündnisse eingeführt, die zum Zeitpunkt der Umkehr und Taufe in Kraft treten und wöchentlich beim Abendmahl erneuert werden sollen, indem man Brot und Wasser nimmt (LuB 20:71–74). Zu diesen Bündnissen gehört, daß man das vergossene Blut Christi und sein Leiden im Fleisch als Opfer anerkennt, daß man den Namen Jesu Christi auf sich nimmt und bezeugt, daß man immer an ihn denken und seine Gebote halten wird, die er uns gegeben hat (siehe LuB 20:76–79). Dafür wird uns verheißen, daß sein Geist immer mit uns sein wird.

Bezüglich der Abendmahlsversammlung, in der ja das Abendmahl gesegnet und ausgeteilt wird, hat Präsident Joseph Fielding Smith gesagt: „Nach meiner Auffassung ist die Abendmahlsversammlung die *heiligste* aller Zusammenkünfte in der Kirche." (Lehren der Erlösung, Band II, Seite 324.)

Auf der Aprilkonferenz 1983 hat Elder David B. Haight über das Abendmahl gesprochen und Überlegungen darüber angestellt, wie sehr das Abendmahlslied zur persönlichen Wandlung beitragen kann. „Wir hatten schon in jungen Jahren gelernt, daß wir eine Herzenswandlung spüren mußten, wenn wir den Geist fühlen wollten, deshalb sangen wir das Abendmahlslied mit. Die Ordnung der heiligen Versammlung erforderte das. Wenn wir mitsangen, konnten wir uns besser darauf vorbereiten, diese heilige Handlung zu verstehen." (Der Stern, Oktober 1983, Seite 20.)

Was nun den Ablauf des Abendmahls betrifft, geht der Herr in 3 Nephi 18 im einzelnen darauf ein: „Und es begab sich: Jesus gebot seinen Jüngern, ihm Brot und Wein zu bringen." Er nahm „vom Brot und brach es und segnete es; und er gab den Jüngern und gebot ihnen zu essen. Und als sie gegessen hatten und satt waren, gebot er ihnen, der Menge zu geben".

Dann gebot er „seinen Jüngern, vom Wein aus dem Kelch zu nehmen und zu trinken und davon auch der Menge zu geben, daß sie davon trinke". (3 Nephi 1,3,4,8.)

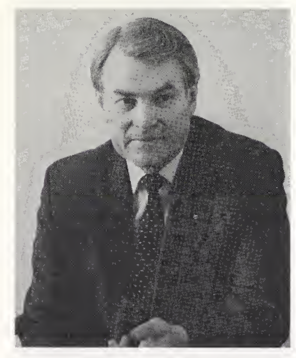
Die Hauptsache ist zwar, daß wir unsere Seele erneuern und Bündnisse schließen, aber dabei ist die vom Herrn vorgezeichnete Ordnung und Vorgangsweise zu befolgen. „Und ihr sollt immer darauf bedacht sein, dies zu tun, so wie ich es getan habe." (3 Nephi 18:6.) Die vollkommene Ordnung der heiligen Handlung wurde auch vom Propheten Joseph Smith betont, als ihm durch Offenbarung der „genaue" Tag angegeben wurde, an dem die Kirche gegründet werden sollte (LuB 20, Einleitung). In diesem Abschnitt und an anderen Stellen in der Schrift finden wir den genauen Wortlaut der Abendmahlsgebete (LuB 20:77,79; Moroni 4:3; 5:2) und die Art und Weise, wie Brot und Wein (später Wasser) zu segnen und auszuteilen sind. Der etwas abweichende Wortlaut des zweiten Gebets mag auf eine noch stärkere Verpflichtung hinweisen. Im Gebet für das Brot heißt es: „. . . daß sie willens sind, den Namen deines Sohnes auf sich zu nehmen."

Ich habe eine Frage

Das Gebet für das Wasser lautet: „. . . damit sie immer an ihn denken."

Wenn wir diesen heiligen Teil unseres Gottesdienstes in der rechten Weise vollziehen, gereicht uns das nicht nur in der Jugend zum Segen, sondern wir werden auch bereit für weitere „genaue" Bündnisse und heilige Handlungen im Tempel des Herrn, und wir werden zu Jüngern Christi. □

Frage: Wie komme ich als Missionar besser mit meinem Mitarbeiter aus?



Antwort: Joe J. Christensen war Präsident der Missionarsschule in Provo, Utah.

Ein gutes Einvernehmen mit dem Mitarbeiter gehört zweifellos zu den wichtigsten Leistungen, die von einem Missionar erwartet werden. Hier sind einige Vorschläge, wie man die Mitarbeiterbeziehung verbessern kann:

1. *Sich entschließen, dem Mitarbeiter zu dienen.* Eine der sichersten Methoden, Liebe zu einem anderen Menschen zu entwickeln, besteht darin, daß man für ihn persönlich etwas tut. Zwei Missionare, die sich nicht gut vertragen haben, entdeckten diesen Grundsatz, als der eine erkrankte und einen Tag lang das Bett hüten mußte. Elder Blake tat, was er nur konnte, um seinen Gefährten zu pflegen. Elder Waite war erstaunt, als er sah, daß sein Mitarbeiter, während er selbst im Fieber gelegen und geschlafen hatte, ihm die Schuhe geputzt und die Wohnung in Ordnung gebracht hatte. „Da wurde mir klar", sagte Elder Waite, „daß ich mehr für meinen Mitarbeiter tun mußte. Von diesem Tag an schätzten wir einander, und es entstand eine echte Freundschaft."

2. *Täglich gemeinsam studieren und beten.* Die Evangeliumsbotschaft kann einem viel Kraft geben. Wenn Missionare täglich gebeterfüllt miteinander die Schrift und die Grundsätze des Evangeliums studieren, fällt es ihnen viel leichter, etwaige Differenzen zu überwinden. Beim persönlichen Gebet und ganz besonders beim gemeinsamen Gebet sollte man dem himmlischen Vater für die Gelegenheit danken, mit einem Menschen zusammenzuarbeiten, der so viele gute Eigenschaften hat wie der Mitarbeiter, mit dem man beisammen ist. Man soll darum beten, daß man Differenzen überwinden und miteinander auskommen kann.

3. *Lernen, die Meinungsverschiedenheiten in positiver Weise zu besprechen.* Vergessen wir nicht, daß wir alle Fehler und Eigenheiten haben, die es einem anderen schwermachen, sich an uns zu gewöhnen. Nur einer, der auf dieser Welt gelebt hat, war vollkommen, und das war unser Erretter. Wir anderen sind alle unvollkommen. Es muß einem vom Anfang an klar sein, daß es Meinungsverschiedenheiten geben wird und daß es einiger Anstrengung bedarf, um damit fertig zu werden. Den Missionaren wird geraten, regelmäßig sogenannte Mitarbeitergespräche zu führen, das heißt, in sehr positiver und offener Weise miteinander zu reden und zu besprechen, wie man die Beziehung zueinander verbessern kann. Eine gute Frage, die man seinem Mitarbeiter von Zeit zu Zeit stellen sollte, wäre etwa: „Was kann ich tun, um ein besserer Mitarbeiter zu sein?"

4. *Sich entschließen, alle Erwartungen zu erfüllen, die in einen Missionar gesetzt werden.* Wenn man nach richtigen Grundsätzen lebt, kann sich der Mitarbeiter nie darüber ärgern, daß man sich nicht an die Missionsregeln hält. Wirklich schwierig ist die Lage eines Missionars dann, wenn er einem Mitarbeiter zugewiesen wird, dessen Einstellung zur Missionarsarbeit nicht wirklich positiv ist. Ein Missionar schrieb nach Hause: „Es geht nicht besonders gut, weil ich meinen Mitarbeiter morgens nicht aus dem Bett und an die Arbeit bringe." Ihr Mitarbeiter soll so etwas nie über Sie sagen können – dann tragen Sie auch zu einer guten Beziehung bei.

Missionare, die lernen, mit ihren Mitarbeitern gut auszukommen, entwickeln die Fähigkeit, sich an die unterschiedlichsten Wesensarten anzupassen. Dadurch sind sie nicht nur bessere Missionare; die erworbenen Fähigkeiten helfen ihnen noch lange nach der Mission im Beruf, beim Dienst in der Kirche und ganz besonders in der Ehe und in der Familie.

Wenn Missionare lernen, gut miteinander auszukommen, gereicht dies allen zum Segen. Man bedenke: Der Geist verweilt nicht in einer Atmosphäre des Streits und Zwiespalts, und ohne den Geist kann kein Missionar Erfolg haben. □

Das ist eure Zeit!

Elder Neal A. Maxwell
vom Kollegium der Zwölf

Der Wunsch, in einer anderen Zeit zu leben, mag manchmal zwar verständlich sein, hilft in der Regel aber nicht weiter. Zur Zeit des Buches Mormon hat jemand geschrieben:

„Ja, wenn nur meine Tage in jenen Tagen hätten sein können. . ." (Helaman 7:8.) Und doch kam der Betreffende zu der Einsicht, daß der Zeitpunkt, zu dem Gott einen beruft, ein wesentlicher Teil der Berufung ist. Auch heute gibt es Aufgaben, die gerade jetzt getan werden müssen.

Darum sage ich der Jugend der Kirche: Nach göttlichem Ratschluß ist das eure Zeit! Ihr werdet eine Zeit erleben, in der Prophezeiung in Erfüllung geht, eine Zeit historischer Umschichtung und besonderer Verheißungen; es ist eine Zeit großer Gegensätze und tröstlicher Sicherheit.

Ihr als die kommende Generation werdet, wie ich es sehe, die Fehlschläge mancher junger Leute aus alter Zeit vermeiden: „. . .nach ihnen kam eine andere Generation, die den Herrn und die Taten, die er für Israel vollbracht hatte, nicht kannten." (Richter 2:10.)

Und ihr werdet auch das tragische Ende einer anderen Generation vermeiden, von der wir lesen: „Siehe, sie hatten viele Kinder, die, als sie aufwuchsen und anfingen, an Jahren zuzunehmen, sich selbständig machten und . . . verführt wurden." (3 Nephi 1:29.)

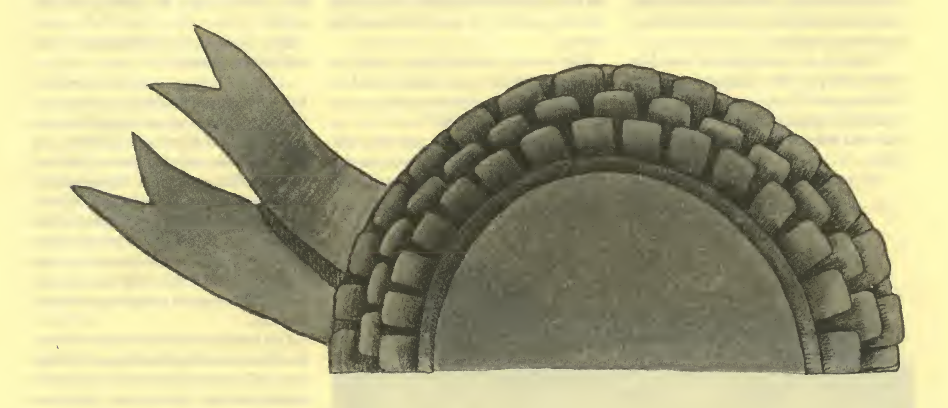
Trotzdem werdet ihr manche eurer Freunde in der Kirche, die so wie ihr in der Kirche unterwiesen worden sind, abfallen und abtrünnig werden sehen, so daß man von ihnen sagen wird: „Sie vergaßen völlig den Herrn, ihren Gott." (Alma 47:36.)

Als ich achtzehn war, wurde ich unmittelbar nach dem Schulabgang zum Kriegsdienst im Zweiten Weltkrieg eingezogen. Ich nahm eine Durchschrift meines Patriarchalischen Segens mit, und mit der Zeit war sie ganz abgegriffen.

Als junger und verängstigter Infanterist in den Kämpfen um die Pazifikinsel Okinawa las ich diesen Segen zum Trost, und um Kraft zu schöpfen. Meine Selbstachtung war zuvor in der Schule schwer angeschlagen worden. Ein Schweinezuchtprojekt, an dem ich mich beteiligt hatte, war kein gesellschaftliches Plus für mich gewesen; meine schwere Akne war auch nicht gerade ein Vorteil, und weil ich nicht sehr groß war, wurde ich nicht in die Basketballmannschaft aufgenommen. Alles zusammen war vor meinem Einrücken zum Kriegsdienst sehr enttäuschend gewesen. Ich wußte aber, als ich mein Zuhause, meine liebevollen und guten Eltern verließ, wer ich war, und ich hatte auch vage Vorstellungen von der Zukunft. Ferner wußte ich: Der Herr liebt mich. Aber abgesehen davon war ich unsicher und voll innerer Spannungen.

Manche von euch in der aufsteigenden Generation der Kirche machen auf mich den Eindruck, daß sie geistig schon weiter sind, und ihre Eigenschaften erinnern mich an drei junge Männer namens Schadrach, Meschach und Abed-Nego. Diese drei weigerten sich, niederzufallen und das goldene Standbild des Königs Nebukadnezzar anzubeten. Angesichts des drohenden Feuertodes gaben sie eine Antwort, die zu den klassischen Aussprüchen der Menschheitsgeschichte zählt. Ihr Glaube an den Herrn und ihr Gottvertrauen waren bedingungslos; ob er sie retten würde oder nicht, darauf kam es ihnen nicht an.

„Auch aus dem Feuerofen und aus deiner Hand, König, kann [unser Gott, den wir verehren,] uns retten. *Tut er es aber nicht*, so sollst du, König, wissen: Auch dann verehren wir deine Götter nicht und beten das goldene Standbild nicht an, das du errichtet hast." (Daniel 3:17f.)



Die Siegerin

Margaret M. Robinson

Als Panda Greene an der Vorausscheidung des 1600-m-Laufes für Mädchen teilnahm, rechnete sie sich keine Chancen aus. Sie war zwar immer schon gerannt, aber nur zum Spaß und nie in einem offiziellen Bewerb. Die Schüler und die Lehrer an der Andrews-Schule redeten schon seit Schulbeginn von dem Rennen. Panda war zwölf und war am Anfang des Schuljahres als neue Schülerin gekommen. Sie wußte: Nur die besten Läufer würden antreten. Als sie dann den Lauf mit großem Abstand gewann, konnte sie es selbst nicht fassen. Plötzlich war sie in der ganzen Schule bekannt. Sogar die Lehrer redeten sie in den Pausen auf dem Korridor an, und natürlich gefiel ihr das.

„Panda, Panda!" schrien die Zuschauer, wenn sie beim Training vor den anderen die Ziellinie überquerte.

Der gefährlichste Gegner der Andrews-Schule war die Washington-Schule. Seit fünf Jahren gab es Ausscheidungen, die sich bis zum 3000-m-Lauf steigerten, und jedes Jahr holten sich die Läufer der Washington-Schule die Trophäe. Aber diesmal war man in Pandas Schule sehr zuversichtlich, und die große Hoffnung war Panda selbst. Sieger zu sein hatte ihr nie etwas bedeutet, aber jetzt wollte sie unbedingt gewinnen – nicht für sich selbst, sondern für ihre Schulfreunde, für ihre Lehrer, für die Andrews-Schule.

Als Pandas Eltern von dem Wettkampf erfuhren, waren sie genauso aufgeregt wie sie selbst.

„Wir kommen auf jeden Fall", sagte die Mutter und drückte Panda fest an sich. „Wir sind so stolz auf dich!"

„Wenn Großvater Greene davon hört", setzte Vater hinzu, „kommt er sicher eigens her, um dich laufen zu sehen."

Billy, ihr achtjähriger Bruder, blickte sie aus zusammengekniffenen Augen an: „Ich hoffe, du gewinnst", sagte er, „aber ich habe letzten Samstag die Mannschaft von Washington gesehen. Die Läuferin, die sie haben, sprintet wie eine Maschine!"

Billys Warnung stachelte Panda nur zu noch größerer Entschlossenheit auf. Jeden Nachmittag ging sie direkt vom Unterricht auf den Sportplatz und trainierte, bis ihr braunes Haar schweißnaß war und ihre Beine nicht mehr konnten.

Am Morgen des Rennens hatte sie ein gutes Gefühl. Sie stand ganz oben auf der Tribüne in der warmen Sonne und blickte hinunter auf die Bahn. „Geh jetzt lieber zu Mama und Papa und Großvater", sagte sie zu Billy, der

Die Siegerin

den ganzen Morgen nicht von ihrer Seite gewichen war. „Ich muß jetzt in den Umkleideraum und mich für das Rennen fertig machen."

Während sie noch sprach, kam Marianne Harper, ihre Gegnerin von der Washington-Schule, auf sie zu. Billy hatte recht gehabt: Marianne sah kraftvoll und schnell aus. Auch unfreundlich.

„Ich wollte dich mal aus der Nähe sehen", redete sie Panda an. „Man sagt, du bist ganz schön schnell. Aber wenn ich dich so sehe, ist wohl nicht viel dahinter."

Billy sprang auf eine Bank, so daß er Marianne direkt ins Gesicht blickte: „Keine Sorge, du siehst von ihr sowieso nur eine Staubwolke!"

Marianne blickte Billy gar nicht an, sondern sagte zu Panda, bevor sie sich kühl umwandte und wegging: „Du hast keine Chance. Für dich ist der Sieg bei weitem nicht so wichtig wie für mich."



Illustration von Scott Greer

Billy wandte sich zu Panda um: „Was soll das bedeuten?"

„Keine Ahnung, und ich habe auch keine Zeit, jetzt drüber nachzudenken", erwiderte sie und ging hinunter zur Bahn. Als sie sich umwandte, um Billy noch einmal zuzuwinken, blieb sie mit der Zehe an einer vorstehenden Kante hängen und kam fast zu Fall. Obwohl sie sich noch fing, spürte sie einen stechenden Schmerz im rechten Knöchel. Sie untersuchte vorsichtig den Fuß, stellte fest, daß nicht viel passiert war und ging rasch weiter zum Umkleideraum.

Das Rennen bestand aus acht 400-m-Runden. Am Start standen sechs Mädchen, alle von örtlichen Schulen. Panda stand auf der Innenbahn, Marianne Harper neben ihr. Dann kam der Startschuß, und Marianne lag sofort vorn.

Panda fand ihren Rhythmus und konzentrierte sich auf die Atmung. „Ruhig", sagte sie sich. „Tief atmen, gleichmäßig."

Am Ende der zweiten Runde waren zwei Mädchen vor ihr: Marianne Harper und Sue Winton von der Longfellow-Schule. Panda blieb in ihrem Rhythmus. Die ganze Schule zählte auf sie, und sie wollte ihre Freunde nicht enttäuschen. In der dritten Runde stand nur mehr Marianne zwischen ihr und dem Sieg. Aber die Verstauchung von vorhin war schlimmer, als sie gedacht hatte, und die harte Bahn trug das ihre dazu bei. Jeder Schritt ein brennender Schmerz! *„Du mußt gewinnen!"*, dachte sie. *„Vergiß den Schmerz, lauf, lauf, lauf!"*

In der Mitte der Endrunde sah Panda ihre Chance. Marianne zeigte Anzeichen von Erschöpfung. Panda steigerte ihr Tempo, der Abstand wurde geringer, bis die beiden Mädchen auf gleicher Höhe liefen. Panda schielte zu Marianne hinüber – Mariannes Blick war hart und kalt. Es war klar: Sie würde es nicht leicht verkraften, Zweite zu sein.

Nur noch fünfzig Meter – da durchfuhr plötzlich ein unerträglicher Schmerz Pandas Bein; sie spürte, wie ihr Knöchel sich unter ihr wegdrehte,

Die Siegerin

dann stürzte sie hin, die Handflächen radierten über die Bahn. Von den Knien floß Blut, und zwischen den Zähnen knirschte ihr der Sand, während sie zusah, wie Marianne über die Ziellinie sprintete.

Gleich anschließend war eine Party für alle Teilnehmer geplant, für Sieger wie Verlierer. Panda wollte unbedingt dabeisein, und so fuhren die Eltern sie trotz ihrer Verletzungen direkt vom Arzt zur Party und setzten sie auf einen Sessel. Sofort war sie von besorgten Freundinnen umringt, und alle wollten sie trösten und aufmuntern. Billy stand neben ihr, während ihre Eltern und der Großvater sich mit anderen Eltern unterhielten.

„Tut es sehr weh?" fragte Billy, als sie einen Augenblick allein waren.

„Es geht", meinte Panda. „Der Arzt hat gesagt, in einer Woche oder so ist es wieder gut. Ich muß das Bein nur schonen."

Billy sah Marianne zuerst. Sie kam durch die Menge direkt auf die beiden zu. „Oje, da kommt Marianne", raunte er Panda zu.

Panda erwartete einen verächtlichen Blick von Marianne, aber die Gegnerin machte ein ernstes Gesicht. Sie sagte: „Das mit dem Bein tut mir leid. Ich wollte unbedingt gewinnen, aber nicht so."

„Du kannst nichts dafür", sagte Panda. „Du hast ganz fair gewonnen. Du bist Sieger."

„Meinst du? Sieh dich mal um!" Marianne deutete auf die vielen Eltern, Lehrer und Schüler im Raum. „Deine ganze Familie ist da, und du hast so viele Freunde! Sie feiern dich alle, obwohl du verloren hast." Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Ich hatte gedacht, wenn ich gewinne, wird es anders sein, aber es ist nicht so. Meine Klassenkameraden sind nur da, weil unsere Schule den Preis bekommt, und meine Eltern sind überhaupt nicht gekommen."

Marianne wollte sich umdrehen und weggehen, aber Panda faßte sie am Arm. „Hör mal", sagte sie, „du kommst doch nächstes Jahr in die Jefferson-Schule, nicht?"

Marianne nickte.

„Ich auch. Vielleicht können wir in derselben Staffel laufen. Wir wären tolle Partner."

„Meinst du das ernst?"

„Klar!" sagte Panda.

„Dann hast du eine Partnerin!" meinte Marianne. Ein halbes Lächeln lag auf ihrem Gesicht, als sie wegging, aber in den Augen standen ihr die Tränen.

„Das versteh ich nicht", murmelte Billy. „Sie ist doch die Siegerin, und Sieger weinen doch nicht."

„Manchmal schon, Billy", sagte Panda gedankenvoll. „Sieger sein ist wohl nicht das Wichtigste."

„Ja", sagte Billy. „Einen Bruder haben ist noch wichtiger."

Panda drückte Billy an sich. „Da hast du recht", sagte sie mit einem Lächeln. „Einen Bruder haben – das ist wichtiger." □



Isaak lernt Rebekka kennen

Zur Zeit Abrahams war es Brauch, daß die Eltern bestimmten, wen ihre Kinder heiraten sollten. Abraham wollte für seinen Sohn Isaak eine gute Frau finden. Das würde schwierig sein; denn Abraham lebte in Kanaan und wollte nicht, daß Isaak eine kanaanitische Frau heiratete, weil die Kanaaniter Götzen anbeteten. Isaak sollte eine rechtschaffene Frau heiraten, die ihm helfen würde, dem lebendigen Gott treu zu bleiben, und die ihre Kinder die Wahrheit lehren würde. Nur so konnten die Nachkommen Abrahams das Priestertum behalten. Ohne das Priestertum konnten sie die besonderen Segnungen, die ihnen verheißen waren, nicht empfangen.

Abraham rief seinen ältesten Knecht zu sich und trug ihm auf, eine Frau für Isaak zu suchen. Er sagte: „Ich will dir einen Eid beim Herrn, dem Gott des Himmels und der Erde, abnehmen, daß du meinem Sohn keine Frau von den Töchtern der Kanaaniter nimmst. Du sollst vielmehr in meine Heimat zu meiner Verwandtschaft reisen und eine Frau für meinen Sohn Isaak holen."

Der Knecht, dem so viel Vertrauen entgegengebracht wurde, wußte, was für ein wichtiger Auftrag das war. Er fragte: „Vielleicht will aber die Frau mir gar nicht hierher in dieses Land folgen. Soll ich dann deinen Sohn in das Land zurückbringen, aus dem du ausgewandert bist?"

Abraham gab zur Antwort: „Hüte dich, meinen Sohn dorthin zurückzubringen!" Abraham wollte nicht, daß Isaak in ein anderes Land ginge und vielleicht versucht wäre, sich dort niederzulassen. Der Herr hatte Abraham und seiner Familie das Land Kanaan als Erbteil gegeben, und Abraham wollte, daß sie dort blieben.

Abraham sagte zu seinem Knecht: „Der Herr wird seinen Engel vor dir hersenden, und so wirst du von dort eine Frau für meinen Sohn mitbringen."

Da reichte der Knecht Abraham die Hand und schwor einen Eid [1], daß er tun würde, was ihm aufgetragen war.

Der Knecht machte sich mit einer Karawane von zehn Kamelen und einigen Männern auf den Weg. Er reiste nach Mesopotamien, wo Nahor lebte. Dort ließ er seine Kamele vor der Stadt an einem Wasserbrunnen lagern. Es war Abend, und viele Frauen holten Wasser am Brunnen. Der Knecht kannte niemand. Er wußte auch nicht, wie er die Frau finden sollte, die der Herr für Isaak ausersehen hatte. Er brauchte Hilfe, und so betete er :„Herr, Gott meines Herrn Abraham, laß mich heute Glück haben, und zeig meinem Herrn Abraham deine Huld! Da stehe ich an der Quelle, und die Töchter der Stadtbewohner werden herauskommen, um Wasser zu schöpfen. Das Mädchen, zu dem ich dann sage: Reich mir doch deinen Krug zum Trinken!, und das antwortet: Trink nur, auch deine Kamele will ich tränken!, sie soll es sein, die du für deinen Knecht Isaak bestimmt hast."

Bevor er das Gebet noch zu Ende gesprochen hatte, kam eine schöne junge Frau heran. Sie hieß Rebekka und war nicht nur schön, sondern auch tugendhaft und anmutig. Sie liebte den Herrn und bemühte sich, seine Gebote zu halten. Deswegen segnete der Herr sie.

Als Rebekka sich mit vollem Krug von dem Brunnen wandte, lief ihr der Knecht entgegen. „Laß mich ein wenig Wasser aus deinem Krug trinken", sagte er.

Und sie antwortete: „Trink nur, mein Herr." Und als sie ihm zu trinken gegeben hatte, bot sie ihm auch an: „Auch für deine Kamele will ich schöpfen." Das war genau das Zeichen, um das der Knecht gebetet hatte, darum wußte er: Rebekka war die Frau, die der Herr für Isaak ausersehen hatte.

Als die Kamele getränkt waren, fragte der Knecht Rebekka: „Wessen Tochter bist du? Sag mir doch, ob im Haus deines Vaters für uns Platz zum Übernachten ist!"

Ihre Antwort machte den Knecht froh. Sie war die Tochter Betuëls und eine Enkelin Nahors. Der Knecht wußte, daß Nahor Abrahams Bruder war, und nun war ihm klar, daß er zu den Verwandten seines Herrn geführt worden war. Er neigte das Haupt und dankte dem Herrn.

Als Rebekka ihn beten hörte, merkte sie, daß er der Knecht ihres Großonkels Abraham war. Sie lief aufgeregt nach Hause und erzählte es ihrer Familie. Die ganze Familie geriet in Aufregung. Ihr Bruder Laban lief hinaus zu dem Knecht, der beim Brunnen stand. Er lud ihn ein: „Komm, du Gesegneter des Herrn! Ich habe das Haus aufgeräumt und für die Kamele Platz gemacht."

Später wollte Laban dem Knecht zu essen geben, doch dieser sagte: „Ich esse nicht, bevor ich nicht mein Anliegen vorgebracht habe." Dann erzählte er der Familie, weshalb Abraham ihn nach Mesopotamien gesandt hatte. Er erzählte ihnen, daß der Herr sie geführt hatte und daß er am Brunnen um ein Zeichen gebetet hatte, damit er wüßte, welches Mädchen Isaaks Frau werden sollte. Dann sagte er ihnen, daß Rebekka die Frau war, die der Herr auserwählt hatte. Der Knecht bat Rebekkas Vater und Bruder um Erlaubnis, sie nach Kanaan zu bringen, damit sie Isaak heiraten konnte.

Die Angehörigen Rebekkas waren gute Menschen. Ihre Antwort zeigte, was für einen starken Glauben sie hatten und wie sehr sie dem Herrn vertrauten. Sie sagten: „Die Sache ist vom Herrn ausgegangen. Wir können dir weder ja noch nein sagen. Da, Rebekka steht vor dir. Nimm sie und geh! Sie soll die Frau des Sohnes deines Herrn werden, wie der Herr es gefügt hat."

Als Abrahams Knecht dies hörte, neigte er sich erneut zur Erde und dankte Gott. Dann holte er silbernen und goldenen Schmuck und Kleider hervor und schenkte alles Rebekka.

Auch ihrer Mutter und ihrem Bruder gab er kostbare Geschenke.

Nachdem all dies geschehen war, fühlte sich der Knecht erleichtert. Nun aß er und verbrachte die Nacht bei Rebekkas Familie.

Als der Morgen kam, sagte er: „Entlaß mich jetzt zu meinem Herrn!" Rebekkas Mutter und Bruder konnten es nicht ertragen, daß sie schon so bald fort sollte. Sie baten: „Das Mädchen soll noch eine Zeitlang bei uns bleiben, etwa zehn Tage, dann mag sie sich auf die Reise begeben."

Doch der Knecht gab zur Antwort: „Haltet micht nicht auf. Der Herr hat meine Reise gelingen lassen. Laßt mich also zu meinem Herrn zurückkehren."

Da sagten sie: „Wir wollen das Mädchen rufen und es selbst fragen." Sie riefen Rebekka und fragten sie: „Willst du mit diesem Mann reisen?"

Rebekka hatte großen Glauben und wußte, der Herr würde sie segnen. Sie antwortete: „Ja." Sie verließ die Familie, die sie liebte, und zog in ein fremdes Land, um einen Mann zu heiraten, den sie nie gesehen hatte. Trotzdem wußte sie, daß es so recht war.

Rebekkas Familie wußte von den großen Verheißungen, die Abraham und seinen Nachkommen gegeben waren. Sie wußten, daß Rebekka eine besondere Sendung übernahm, wenn sie Isaak heiratete. Sie sollte die Mutter vieler Nationen sein. Als sie sich von Rebekka verabschiedeten, segneten sie sie und sagten: „Du, unsere Schwester, werde Mutter von tausendmal Zehntausend!"

Dann bestiegen Rebekka und ihre Mägde die Kamele und folgten dem Knecht Abrahams.

Als sie wieder nach Kanaan kamen, wartete Isaak bereits auf Nachricht. Er wußte, der Herr würde den Knecht führen, damit er die richtige Frau für ihn fände. Eines Abends ging er hinaus auf das Feld, um zu beten. Als er aufblickte, sah er die Karawane aus Mesopotamien zurückkommen und lief den Leuten entgegen.

Als er näherkam, sah ihn Rebekka und fragte den Knecht: „Wer ist der Mann dort, der uns auf dem Feld entgegenkommt?"

Der Knecht antwortete: „Das ist mein Herr."

Rebekka bedeckte ihr Gesicht schnell mit einem Schleier [2] und sprang vom Kamel, um Isaak zu begrüßen. Sie war sehr aufgeregt, denn sie sollte nun den Mann kennenlernen, den ihr Gott gegeben hatte.

Isaak und Rebekka hatten auf den Herrn vertraut, und er hatte sie zusammengeführt, so daß sie Mann und Frau werden konnten. ☐

(Diese Geschichte steht in Genesis 24.)

---

[1] Ein „Eid" ist ein heiliges Versprechen.

[2] Zur Zeit Rebekkas trugen Frauen einen Schleier, besonders wenn sie einem Mann zum erstenmal begegneten.





Das Miteinander:

Die PV hat Geburtstag!

Pat Graham

Es war in der zweiten Hälfte des Jahres 1878, als sich in einem aus Stein gebauten Gemeindehaus in Farmington (Utah) 224 Kinder zur ersten PV-Versammlung trafen, um „gutes Benehmen und alles, was gut ist" zu lernen. Heute gehen in aller Welt mehr als 825 000 Kinder zur Primarvereinigung und lernen, daß sie Kinder Gottes sind. Die Kinderzahl in der PV nimmt ständig zu, und immer mehr Kinder machen im Evangelium Fortschritt.

Weil die Kirche so rasch wächst, haben die Führer der Kirche die Welt in vierzehn Gebiete eingeteilt, um besser auf die Bedürfnisse der Mitglieder eingehen zu können. Schau dir die Kinder mit den verschiedenen Kostümen genau an. Male jedes Kind an, und zieh eine Linie von ihm zu dem Gebiet, wohin es gehört. In einer Organisation zu sein, die ständig wächst und Mitglieder in aller Welt hat, das ist aufregend!

Ideen für das Miteinander

1. Befassen Sie sich mit der Geschichte der PV in Ihrem Gebiet. Erzählen Sie, wie die Kirche in Ihrem Gebiet gewachsen ist. Stellen Sie Erinnerungsgegenstände der örtlichen PV aus.

2. Schreiben Sie einen Brief an PV-Kinder in einem anderen Gebiet.

3. Planen Sie eine PV-Geburtstagsfeier.

Nordamerika

Südamerika

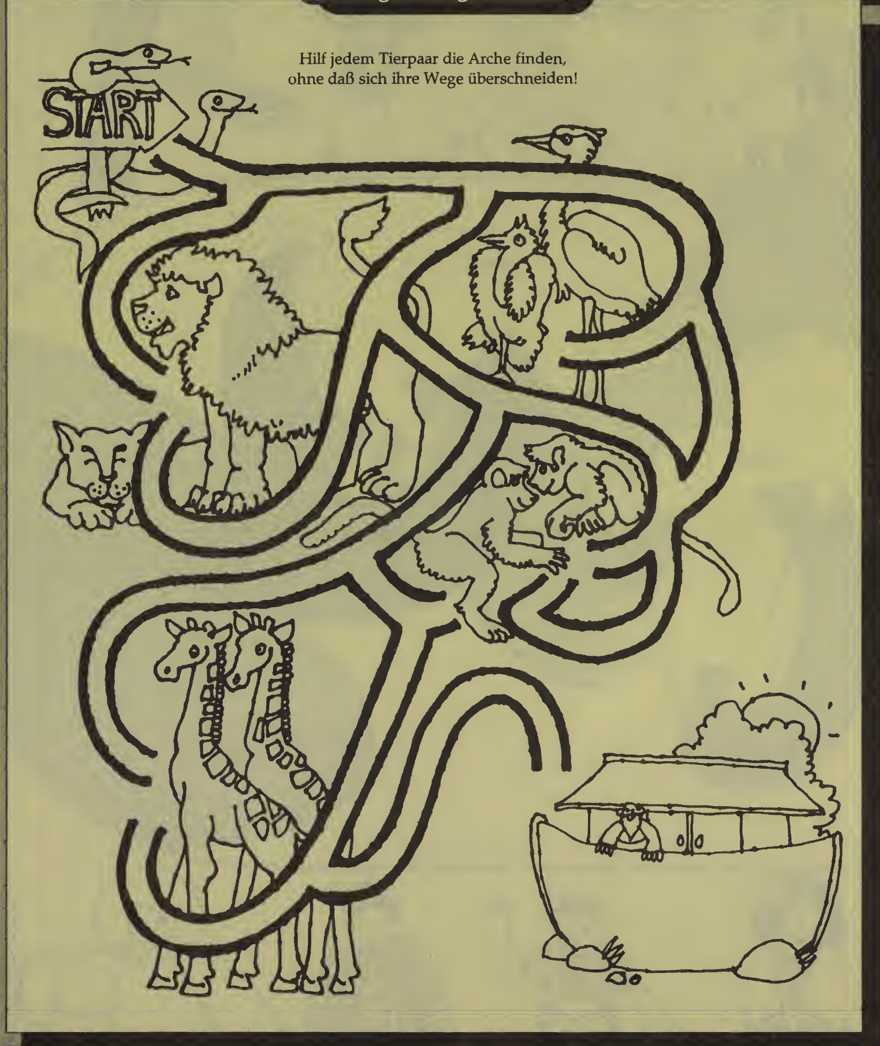
1 Salt Lake City Nord
2 Salt Lake City Süd
3 Südamerika Süd
4 Südamerika Nord
5 Pazifik
6 Nordamerika West
7 Internationale PV
8 Europa
9 Asien
10 Mexiko und Mittelamerika
11 Nordamerika Nordost
12 Nordamerika Südost
13 Nordamerika Nordwest
14 Nordamerika Südwest


8
Europa
Asien
Afrika
7
9
5
Australien

Die Arche Noachs

Angele Fitzgerald

Hilf jedem Tierpaar die Arche finden, ohne daß sich ihre Wege überschneiden!



Blickt voraus in eine klare und strahlende Zukunft.
Die Zeit, in der ihr lebt, und eure Lebensumstände hat euch Gott bestimmt.
Er kennt euch, und er weiß, daß ihr zu großen Leistungen fähig seid.

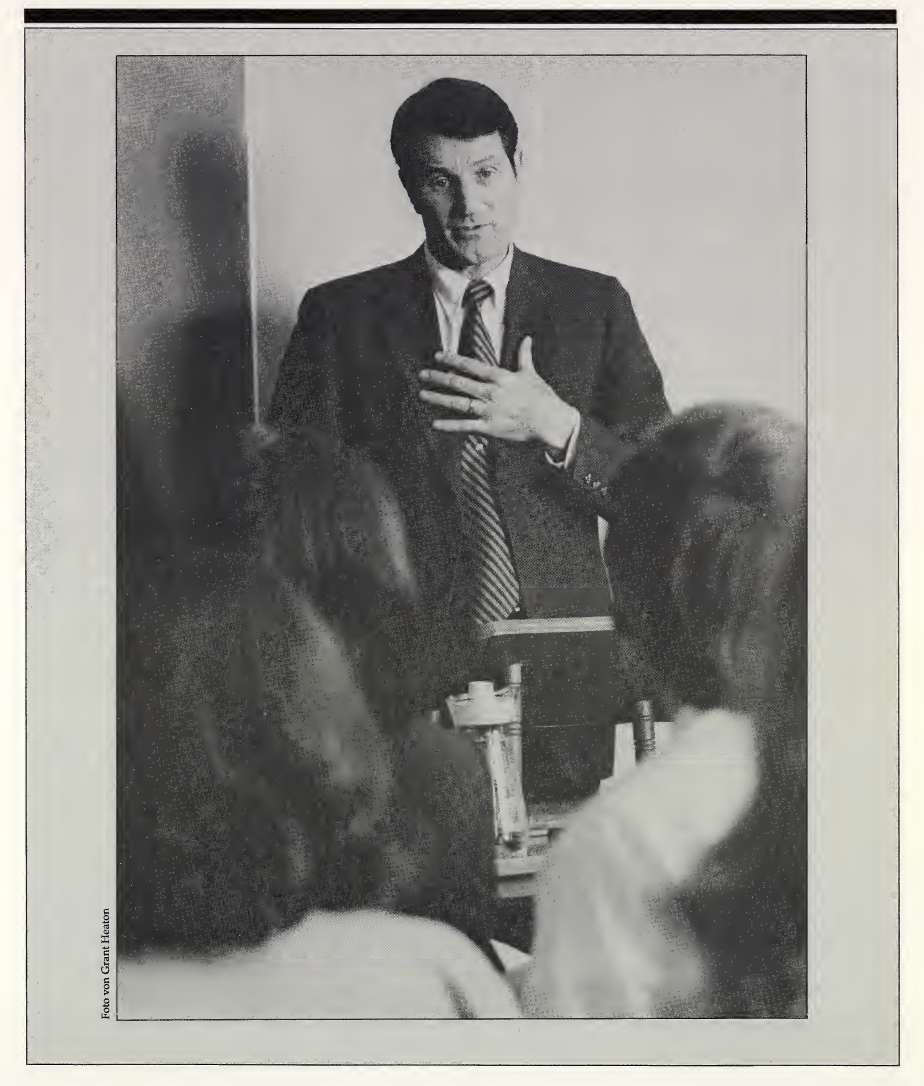


Foto von Grant Heaton

Lernt Drogen, Alkohol, Pornographie und Unmoral durchschauen – nämlich als einen Frontalangriff gegen eure Freiheit und als einen Anschlag auf die Möglichkeit, glücklich zu sein.

Müßt ihr durch den Feuerofen, so ist der Herr bei euch. Und solche Erfahrungen bleiben uns, wie Petrus schreibt, nicht erspart:

„Liebe Brüder, laßt euch durch die Feuersglut, die zu eurer Prüfung über euch gekommen ist, nicht verwirren, als ob euch etwas Ungewöhnliches zustöße." (1 Petrus 4:12.)

Für die Zeit, in der ihr lebt, möchte ich euch unter anderem folgendes vorschlagen:

1. Lernt, automatisch das Richtige zu tun. Damit erspart ihr euch, jede Versuchung neu zu verarbeiten. Wer bei jeder Versuchung, die daherkommt, hin- und herüberlegt, der vertut nicht nur Zeit, sondern kann seine Seele verlieren.

2. Lernt, zwischen Freude und Vergnügen zu unterscheiden. Laßt euch, um ein Beispiel zu nennen, nicht durch das Lachen der Welt irreführen. Die Welt ist nichts weiter als eine Masse von Einsamen, die sich selbst Mut machen wollen.

3. Bleibt fest im Glauben, dann bleibt auch euer Glaube fest.

4. Ihr sollt euren gesunden Spaß haben, nehmt aber echte Freude ernst.

5. Seid anders als die Welt, damit in der Welt etwas anders wird.

6. Lernt Drogen, Alkohol, Pornographie und Unmoral durchschauen – nämlich als einen Frontalangriff gegen eure Freiheit und als einen Anschlag auf die Möglichkeit, glücklich zu sein. Derlei zerstört Körper und Geist und verätzt die Geschmacksnerven der Seele. Empfindungsfähigkeit geht verloren, wenn man sie überbewertet und überstrapaziert.

7. Laßt nicht zu, daß euer Glaube durch Stimmungen und Launen in Bedrängnis gerät. Was im Buch Mormon steht, ist wahr, ganz gleich, ob euer Verabredungskalender voll ist oder leer.

8. Ihr seid zwar jung, aber auch eure Lebensuhr steht nicht still. Wenn ihr reifer werdet, schrumpfen Wochen zu Tagen, Monate zu Wochen, Jahre zu Monaten. Früher oder später werdet ihr mit Jakob sagen: „Unser Leben ist vergangen, als sei es für uns gleichsam ein Traum gewesen." (Jakob 7:26.) Noch dazu vergeht die Zeit umso schneller, je glücklicher und je beschäftigter wir sind: „Jakob diente ... um Rahel sieben Jahre. Weil er sie liebte, kamen sie ihm wie wenige Tage vor." (Genesis 29:20.)

9. Ihr könnt, ein jeder für sich selbst, wissen: Jesus lebt; diese Kirche ist seine Kirche, und das Evangelium ist wahr. Aber zu diesem Wissen gibt es nur einen Weg, und der hat keine Abkürzungen: „Wer bereit ist, den Willen Gottes zu tun, wird erkennen, ob diese Lehre von Gott stammt oder ob ich in meinem eigenen Namen spreche." (Johannes 7:17.)

10. Ihr werdet nicht für alles, was euch widerfährt oder um euch her geschieht, eine Erklärung finden, und daher müßt ihr auf den himmlischen Vater vertrauen und an ihn glauben. Ihr könnt wie Nephi in alter Zeit lernen zu sagen: „Ich weiß, daß er seine Kinder liebt; aber die Bedeutung von allem weiß ich nicht." (1 Nephi 11:17.) Manchmal ist das alles, was wir wissen – aber mehr ist dann gar nicht nötig!

Ihr seid von Gott in dieser Zeit berufen, in diese Zeit gestellt worden. Er kennt euch besser, als ihr selbst euch kennt. Er weiß, wozu ihr imstande seid. Trotzdem: Gott gibt sich nicht damit zufrieden, was ihr gerade jetzt seid, selbst wenn dies schon viel ist, denn er weiß, was noch in euch steckt.

Es wird noch manches kommen, was euch fordert. Eure Tage werden sein wie die Tage Noachs (siehe Matthäus 24:37–42). Es wird aber auch eine Zeit sein, in der die Kirche wächst und in der die Mitglieder über die ganze Erde verstreut sein werden (siehe 1 Nephi 4:14).

Immer mehr Pfähle werden gegründet und immer mehr Tempel errichtet werden.

Gewiß, es wird eine Zeit sein, in der der Friede von der Erde genommen ist (LuB 1:35), aber im Herzen und in der eigenen Familie könnt ihr den Frieden des Herrn haben, einen Frieden, der alles Verstehen übersteigt (siehe Johannes 14:27; Philipper 4:7).

Freilich werdet ihr in einer Zeit leben, in der – infolge von Übeltun – die Liebe vieler erkalten wird (Matthäus 24:12). Aber im Herzen und in der Familie könnt ihr immer noch Liebe haben.

Freilich werdet ihr in einer Zeit leben, in der viele wegen Übeltuns über den Zustand des Menschen verzweifeln werden (siehe Moroni 10:22). Aber ihr könnt zum Gottesvolk gehören, das „mit Rechtschaffenheit und mit der Macht Gottes in großer Herrlichkeit ausgerüstet" ist (1 Nephi 14:14). Der Herr wird inmitten seines Volkes sein. Er wird es führen und euch den Weg weisen.

„Und ihr könnt jetzt noch nicht alles ertragen; doch seid guten Mutes, denn ich werde euch weiter führen. Das Reich ist euer, und seine Segnungen sind euer, und die Reichtümer der Ewigkeit sind euer." (LuB 78:18.)

„Und große Drangsale werden über die Menschenkinder kommen, aber mein Volk werde ich bewahren." (Mose 7:61.)

Freilich werdet ihr in einer Zeit leben, da viele sich von der heiligen Schrift nicht beeindrucken lassen (siehe Mose 1:41). Aber ihr werdet sehen, wie die heiligen Schriften aus alter und neuerer Zeit zu einer Einheit verschmelzen (siehe 2 Nephi 3:12) – besonders wenn ihr lernt, sie zu gebrauchen.

Und freilich wird es auch eine Zeit sein, in der mehr und mehr Menschen über Jesus urteilen werden, „er sei ein Nichts" (1 Nephi 19:9); manche werden ihn für nichts weiter als einen Menschen halten (siehe Mosia 3:9); ihr aber könnt ihn als euren Hirten, als euer Vorbild haben. Außerdem lautet sein Gebot an euch, so zu werden, „wie ich bin" (3 Nephi 27:27). □

Glauben lernen

Mollie Hobaugh Sorensen

Es ist eine herrliche Erfahrung, die Wahrheit kennenzulernen, wenn man gemeint hat, es gäbe keine. Für mich war das so, als ob ich zu einer warmen Mahlzeit und einem erfrischenden Getränk nach Hause käme, nachdem ich durchgefroren und hungrig im Nebel umhergeirrt war. Ich sagte den Missionaren immer wieder: „Ja, das scheint alles seine Richtigkeit zu haben. Ja, ich kann mir schon vorstellen, daß es so ist." Es war so, als ob die Missionare mir das Verborgene meines eigenen Herzens offenbarten.

Ich ließ mich von den Grundsätzen mitreißen, die Missionare hingegen wollten Taten sehen. Sie stellten immer wieder die gleiche provozierende Frage: „Schwester Sorensen, was denken Sie über die Taufe?" Die Wahrheit war, daß ich überhaupt keine Gefühle in bezug auf die Taufe hatte. Und ich konnte auch nicht einsehen, wieso ich mich bestimmten Ritualen unterwerfen sollte, nur weil ich gewisse Vorstellungen akzeptiert hatte. Ich redete mir ein, ich wolle nur Antworten haben, nicht aber meine Lebensweise ändern.

In Wirklichkeit hatte ich jedoch Angst vor Veränderung und Selbstverpflichtung. Ich *wollte* zwar wirklich das Richtige tun, aber ich war nicht in der Lage, die Furcht in mir zu überwinden. Die Missionare ließen sich von meinen Ausreden jedoch nicht abschrecken und kamen immer wieder auf das Thema zurück.

Eines Abends war die Qual der Unentschlossenheit so groß geworden, daß ich in Tränen ausbrach und mich ergab. Ich fragte: „Vater, was soll ich tun? Wenn das, was ich gehört habe, wahr ist, dann laß mich bitte wissen, ob ich den Mut haben werde, mich taufen zu lassen." Ich hatte das Gebet kaum gesprochen, als vom Scheitel her der Geist in mich einzudringen und den ganzen Körper zu durchströmen schien; ich spürte Freude, Frieden und Vertrauen auf das, was ich gelernt hatte.

Nach der Taufe arbeitete ich weiter daran, die verborgenen Teile des Puzzles, das Leben heißt, aufzuspüren. Ich kaufte die Schriften und Kirchenbücher und las sie, wann immer sich die Möglichkeit dazu bot. Es machte mir Spaß, etwas zu entdecken, und mein Wissensdurst war einfach unstillbar. Als ich das erste Mal Zeugnis gab, sagte ich ungefähr folgendes: „Ich weiß, das Evangelium ist wahr. Es ist alles so sinnvoll und logisch. Die Grundsätze sind anscheinend richtig und natürlich, und sie beantworten die Fragen, die mich mein ganzes Leben lang beschäftigt haben." Intellektuell war ich fest von der Wahrheit der Lehre überzeugt, emotional aber war ich leer.

Wenn ich jetzt zurückblicke, weiß ich, was an meinem intellektuellen Zeugnis gefährlich war. Ich war so damit beschäftigt, das Wort zu hören und darüber zu sprechen, daß ich darüber das Handeln zum großen Teil vergessen hatte. Ich fühlte mich zu denen hingezogen, denen es ähnlich ging wie mir, und ich kümmerte mich nicht um diejenigen, die in aller Stille nach dem Evangelium lebten und nicht viel Interesse daran zeigten, darüber zu reden. Für mich war die Kirche mehr wie eine Schule, und ich stand der praktischen Arbeit – Besuchslehren, bei Dienstprojekten mitmachen oder in den Tempel zu gehen – eher gleichgültig gegenüber. Es machte mir soviel Spaß, Wahrheit und Bedeutung aufzuspüren, daß ich in diesem Stadium bleiben wollte, und zwar am liebsten für immer.

Als mein Wissen aber schließlich größer geworden war als die Fähigkeit, nach Gottes Gesetzen zu leben, da überfiel mich Verzweiflung. Ich hatte zwar das Gefühl, ich sei intelligent genug, um das Evangelium zu verstehen, aber nicht gut genug, um danach zu leben. Ich ordnete mich neben denen, die zwar weniger zu verstehen schienen als ich, aber trotzdem wohl ein besseres Leben führten, als minderwertig ein.

Dann lernte ich Elaine kenne, eine warmherzige, freundliche Frau mit einem kraftvollen Zeugnis. Es beeindruckte mich, daß sie die Schriften immer und immer wieder gelesen hatte, und es machte uns große Freude, über das zu sprechen, was Alma, Nephi und Joseph Smith geschrieben hatten. Aber Elaine besaß auch eine Eigenschaft, die mir verdächtig erschien: sie betete bei jeder Gelegenheit. Sie betete wegen einer so einfachen Sache wie eine Lektion in der PV, Schwierigkeiten mit einem Kind oder wenn sie ihren Autoschlüssel verlegt hatte. Sie sagte mir einmal folgendes: „Wenn ich mich hinknie, dann stelle ich mir vor, ich würde Gott zu Füßen knien und er sähe auf mich herab wie ein liebevoller Vater."

Am liebsten hätte ich gesagt: „O Elaine, du hast das große System theologischer Grundsätze zu sehr vereinfacht und eine wechselseitige Beziehung zu Gott daraus gemacht. Der große Gott im Himmel kann sich doch unmöglich um deine Problemchen kümmern; er hat anderes zu tun."

Ich konnte aber nicht abstreiten, daß Elaines Gebete beantwortet wurden. Gott *war* wirklich interessiert. Ich grübelte: „Was ist an ihr so besonders? Der himmlische Vater scheint sie mehr lieb zu haben, weil er sie so bevorzugt behandelt."

Aber allmählich wurde mir bewußt, daß Gott nicht auf die Person sieht. Und für das, was ich in Elaines Leben beobachtete, konnte es nur eine Erklärung geben: Elaine zahlte einen Preis, den ich nicht zahlte. Ich gab mich mit

dem bloßen Wissen zufrieden, daß es Gott gibt, und sie wandte sich an ihn um Führung und Hilfe. Ich schloß Gott aus meinem täglichen Leben aus, sie jedoch ließ ihn jeden Tag an ihrem Leben teilhaben. Für mich war Gott der große Schöpfer von Grundsätzen und des Universums, für Elaine war er dazu noch ein Vater. Um es kurz zu sagen: Ich gab ihm meinen ganzen Verstand, und sie gab ihm auch ihr Herz.

Mir war bewußt, daß ich in eine neue Phase der Bekehrung eintreten mußte. Während der ersten Phase hatte ich wahre Grundsätze aufgespürt, nun hoffte ich die göttliche Person der Wahrheit zu finden. Aber es fiel mir schwer, mit dem Herzen zu beten. Ich war so daran gewöhnt, alles vom Intellekt her zu betrachten, daß ich mir albern vorkam. Ich fragte mich: „Wer bin ich denn, daß ich zu Gott reden kann?" Konnte es denn sein, daß er meinem Problem geduldig zuhörte? Würde er mir helfen, meine Unbeherrschtheit zu überwinden, die die Beziehung zu meinem Mann und meinen Kindern störte? Würde es ihn wirklich interessieren, daß ich beim Unterrichten der Vierjährigen in der PV Hilfe brauchte? Ich befand mich nicht in Lebensgefahr, ich wollte nur seine Tochter sein – so wie Elaine.

Dann ließen die Worte des Mose meine Fragen verstummen: „Wenn nur das ganze Volk des Herrn zu Propheten würde, wenn nur der Herr seinen Geist auf sie alle legte!" (Numeri 11:29.)

Ich betete und bat den himmlischen Vater, Teil meines Lebens zu werden. Und je mehr ich mit der Zeit lernte, ihm meine Sorgen mitzuteilen, desto näher kam ich ihm. Als ich um Hilfe beim PV-Unterricht bat, kamen mir Gedanken, die mir vorher nie gekommen waren. Als ich um Hilfe bei meiner Unbeherrschtheit bat, verschwand die Wut. Ich betete darum, daß ich die Neigung, meinen Mann zu kritisieren, überwinden könnte, und da vergaß ich, warum ich ihn überhaupt hatte kritisieren wollen. Immer wieder gab es kleine Wunder, immer wieder stand ich staunend vor der Erkenntnis, daß Gott sich um mich kümmerte.

Während der zweiten Phase meiner Bekehrung stellte ich fest, daß es Gott nicht nur gibt, sondern daß er auch lebt. Und aufgrund seiner einfühlsamen Hilfe konnte ich jetzt bezeugen: „Ja, das Evangelium ist wahr, aber was noch wichtiger ist: *Gott* ist wahr – er ist ein tatsächliches, liebevolles und mächtiges Wesen. Der Vater hat uns nicht nur die Wahrheit und die Organisation der Kirche gegeben, sondern er wird auch von sich selbst geben, wenn wir ihn nur darum bitten."

Der Prophet Joseph Smith hat folgendes gesagt: „Der erhabene Vater des Universums (blickt) liebevoll und mit väterlicher Fürsorge auf alle Menschen hernieder." (*Lehren des Propheten Joseph Smith*, 1983, Seite 223.) Diesen Gedanken hatte ich vorher nicht verstanden; jetzt *spürte* ich, daß er wahr war. Ich konnte mit Johannes sagen: „Wir wollen lieben, weil er uns zuerst geliebt hat." (1 Johannes 4:19.) Während mein Vertrauen wuchs, hatte ich ihn lieben gelernt, hatte ich sogar gelernt, mich in ihm zu freuen.

Mir wurde auch klar, daß ich nicht aus mir heraus gut sein mußte; ich mußte aber wissen, wo ich Hilfe finden konnte. Wie Nephi lernte auch ich, daß nur der Herr „der Fels meiner Errettung" sein konnte. Nur er konnte mir die Kraft verleihen, die Versuchung hinter mir zu lassen. Und nur mit seiner Hilfe konnte eine bittere Stimmung durch seinen Geist wieder in eine süße verwandelt werden.

Ich kann mich noch daran erinnern, wie mein Mann eines Montagabends den Familienabend so lange aufschieben wollte, bis er sich ein Meisterschaftsspiel im Fernsehen zu Ende angesehen hatte. Ich war müde und ge-



Illustration von Ondre Pettingill

reizt und wollte, daß die Familie gleich nach dem Abendessen zusammenkam. Ich gab zwar nach, aber innerlich war ich überhaupt nicht damit einverstanden. Als das Spiel vorbei war, kam mein Mann in die Waschküche, wo ich Wäsche wusch. Er sagte: „Ich bin so weit; laß uns jetzt den Familienabend machen."

„Nein", sagte ich, „fang nur schon an. Ich wasche erst noch zu Ende." Er versuchte, mich zum Kommen zu bewegen, aber ich war halsstarrig und verbittert.

Als er gegangen war, kämpfte ich mit meinen Gefühlen. „Es war nicht richtig, daß wir alle warten mußten, bis er sich das Spiel angesehen hatte. Und dabei ist er doch in der Pfahlpräsidentschaft!" Aber mein besseres Wissen sagte: „Was macht das schon aus? Vergiß es einfach. Die Kinder werden sich schon fragen, wo du bleibst. Geh einfach hin."

Aber das brachte ich nicht über mich. Ich wußte, daß die Kinder meine Ausreden durchschauen und meine Bereitschaft zum Streiten spüren würden. Ich brauchte, um mein Widerstreben zu überwinden, Kraft, die über meine hinausging. Deshalb suchte ich Hilfe im Gebet. Ein paar Minuten später war mein Herz wieder rein, und ich konnte ohne böse Gefühle zu meiner Familie gehen. Die Kinder waren ruhig und aufnahmebereit, und wir erlebten zusammen einen besonders geistig gestimmten Familienabend.

Durch solche Erfahrungen habe ich gelernt, mich nicht nur auf die Evangeliumsgrundsätze zu stützen, sondern auch auf den Urheber dieser Grundsätze. Der englische Essayist C. S. Lewis hat über die zwei Seiten des Glaubens geschrieben:

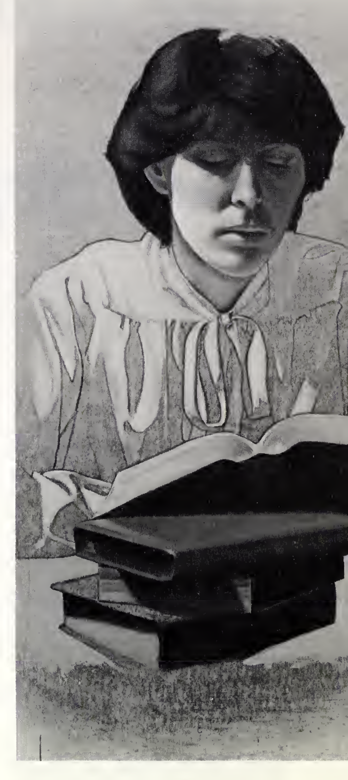
„Glauben kann einmal feste intellektuelle Zustimmung bedeuten. Dann unterscheidet sich der Glaube an Gott kaum vom Glauben an die Uniformität der Natur oder das Gewissen anderer Menschen. Dieser Glaube ist es wohl, der manchmal als . . . rationaler oder intellektueller oder fleischlicher Glaube bezeichnet wird. Glauben kann aber auch Vertrauen zu dem Gott bedeuten, dessen Existenz man anerkennt. Dazu gehört dann eine Willenseinstellung. Dieser Glaube gleicht mehr dem Vertrauen auf einen Freund." (A Mind Awake, Seite 137.)

Ich hätte den zweiten Schritt niemals vor dem ersten tun können, ich hätte kein Vertrauen haben können ohne intellektuelle Zustimmung. Oder mit anderen Worten: Ich hätte nicht auf Gott vertrauen können, ohne zuerst dem Gedanken, daß er existiert, zuzustimmen. Die Gefahr, in der ich schwebte, wurde offensichtlich, als mein *Wissensdurst* größer wurde als meine *Bereitschaft zum Handeln*.

Andererseits kann natürlich Eifer ohne Wissen genauso gefährlich sein. Wissen und Gehorsam müssen Hand in Hand gehen. Wir müssen unser Leben ins Gleichgewicht bringen, müssen wissen, wann wir studieren sollen und wann wir das anwenden sollen, was wir gelernt haben. Mir geht es immer noch in hohem Maße darum, das Wort zu hören, und ich ergreife immer noch jede Gelegenheit, über die Gedanken von C. S. Lewis, einem schottischen Schriftsteller, von Henry Drummond und Parley P. Pratt zu sprechen. Aber ich habe doch festgestellt, daß ich den Hauptteil meiner Zeit damit verbringe, ein Haus der Ordnung aufzubauen – ein Haus der Violinstunden, ein Haus des Gebets, ein Haus des Zusammenkommens, ein Haus der Schularbeiten und Aufgaben.

Ich möchte mich immer noch schulmäßig weiterbilden. Ich habe zehn Kinder, aber ich habe es trotzdem geschafft, mein Bachelor-Diplom zu machen. Jetzt strebe ich nach einem weiteren Abschluß. Und warum? Einfach deswegen, weil ich gerne lerne und mich vor Unwissenheit fürchte. Mein Studium hat dazu beigetragen, daß ich glücklicher geworden bin, und es hat mich auch als Frau und Mutter auf eine höhere Ebene getragen. Ich habe festgestellt, daß das Handeln weit fordernder und lohnender ist als der Vortrag. Wir haben schließlich nicht die Aufgabe, für irgendein Schlußexamen Wissen zu sammeln, sondern wir sollen uns Eigenschaften aneignen, die uns würdig machen, vom Vater eine Fülle zu erhalten.

Es reicht nicht, wenn wir wissen, daß Joseph Smith der Führung des Vaters gefolgt ist; auch wir müssen jeder Weisung folgen, die wir erhalten. Es reicht nicht, wenn wir die Geschichte von Enos' Bekehrung erzählen können; auch wir müssen uns auf ähnliche Weise bekehrt haben. Die Schrift zeigt uns, wie der Vater in der Vergangenheit mit seinen Kindern umgegangen ist, aber



was noch wichtiger ist: sie zeigt uns, wie er mit uns umgehen wird, wenn wir würdig sind und ihn suchen.

Der Drang, zu lernen und zu handeln, wird in mir niemals aufhören. Die Bekehrung hat mir und meiner Familie größere Freude gebracht, als ich es je für möglich gehalten hätte. Der Erretter hat ganz klar gemacht, welche Beziehung zwischen dem Empfangen seines Wortes und dem Empfangen seiner Freude liegt. Er hat gesagt: „Dies habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch ist und damit eure Freude vollkommen wird." (Johannes 15:11.) □

Mollie H. Sorensen hat zehn Kinder. Sie unterrichtet die Evangeliumsaufbauklasse in der Gemeinde Napa 1 im Pfahl Napa, Kalifornien.

Der Körper – Last oder Segnung?

Barbara Lockhart

Betrachten Sie Ihren Körper als Last oder als Segnung? Ist Ihr Körper für Sie ein Teil Ihrer selbst oder eher ein Gegenstand, den Sie besitzen? Besteht Ihr wahres Selbst nur aus dem Geist, oder setzt sich Ihr wahres Selbst aus Körper und Geist zusammen?

Der Prophet Joseph Smith hat gelehrt: „Wir sind auf diese Erde gekommen, damit wir einen Körper erlangen und ihn rein darbringen können, nämlich vor Gott im celestialen Reich." Der Geist muß mit dem Körper vereint sein, damit wir das „wichtige Prinzip des Glücklichseins" verwirklichen können. [1] Die Heiligen der Letzten Tage lernen, daß sich die Seele, also das wahre Selbst, aus Körper und Geist zusammensetzt. (Siehe LuB 88:15.) Der eine Teil kann nicht ohne den anderen erhöht werden; dazu sind beide notwendig. Joseph Smith hat gesagt, der Satan sei für seine Auflehnung damit bestraft worden, daß „er keine irdische Hülle haben kann". [2] Ohne Hülle, nämlich ohne Körper, kann unser Geist nicht Fortschritt machen.

Obwohl wir daran glauben, daß wir beides sind, Körper und Geist, sehen sich einige nur als Verstand oder Persönlichkeit – also Eigenschaften aus dem geistigen Bereich. Wir betrachten den Körper als etwas, was außerhalb unseres „wahren" Ichs liegt, als etwas, das wir „besitzen", und nicht als etwas, was wir sind.

Wenn wir so denken, dann zeigt das, daß wir uns vom sogenannten Immaterialismus haben beeinflussen lassen. Diese Theorie besagt, daß der Körper weniger real und weniger wichtig ist als der Verstand beziehungsweise Geist, daß nichts real ist, was aus Materie besteht, und daß die Wirklichkeit ein geistiges Etwas hinter der Materie ist. Daher wird der Körper, der ja aus Materie besteht, als weniger real betrachtet. Plato (428 – 348 v. Chr.) beklagt sich, der Körper sei ein Gefängnis für den Geist, ein Hindernis bei der Vervollkommnung, eine Barriere vor Weisheit und Kenntnis. „Der Körper ist für uns die Quelle endloser Schwierigkeiten", hat er geschrieben. Er war der Ansicht, der Mensch könne erst im Tod rein werden, wenn sich nämlich „die Seele vom Körper trennt und allein weiterbesteht". Und dann, „wenn wir den Unsinn des Körpers losgeworden sind, werden wir rein sein". [3]

Andere Philosophen – Aristoteles (384 – 322 v. Chr.), Thomas von Aquin (1225 – 1274 n. Chr.) und René Descartes (1569 – 1650 n. Chr.) folgten Platos Gedanken und bauten auf ihnen auf. Aristoteles sah die Seele beziehungsweise die Tatsächlichkeit des Menschen vom Körper getrennt. [4] Thomas von Aquin war der Ansicht, Körper und Geist seien Gegensätze – der Geist unvergänglich, der Körper vergänglich. [5] Und mit seinem berühmten Ausspruch „Ich denke, also bin ich", stellte Descartes den Verstand als die einzige letztendliche Realität des menschlichen Lebens heraus. [6]

Auch die Lehrsätze vieler neuzeitlicher Religionen gehen davon aus, daß der Geist immateriell sei, und daher sei auch nur der Geist unsterblich. Nach ihrer Ansicht hört der Körper mit dem Tod auf zu bestehen; die Auferstehung gilt nur für den Geist. Nach dem Tod wird unser sterbliches Ich nur noch geistig sein. Der Immaterialist sieht Gott als Wesen ohne Körper, ohne Glieder, ohne Regungen.

Menschen, die sich von solchen Ansichten haben beeinflussen lassen, betrachten ihren Körper oft als Last, als etwas, was man überwinden muß. Sie halten den Verstand beziehungsweise Geist für sehr viel wichtiger als den Körper, sie meinen, dieses Leben sei dazu bestimmt, daß man den Verstand, den Geist verbessert. Sie meinen vielleicht, es sei nur dann wichtig, dem Körper Aufmerksamkeit zu schenken, wenn dadurch der Geist erbaut wird.

Die Heiligen der Letzten Tage lernen, daß der Körper ebenso wie der Geist unsterblich ist und daß die Auferstehung eine buchstäbliche Wiedervereinigung von Körper und Geist ist. Dann werden wir sein wie Gott, denn „der Vater hat einen Körper aus Fleisch und Gebein, so fühlbar wie der eines Menschen". (LuB 130:22.)

Zehn Jahre vor der Niederschrift des Abschnitts 130 hatte der Prophet eine andere Offenbarung erhalten, in der es um die Beschaffenheit der Wesen ging: „Der Mensch ist Geist. Die Urstoffe sind ewig, und wenn Geist und Urstoff untrennbar miteinander verbunden sind, so empfangen sie eine Fülle der Freude;

sind sie aber getrennt, so kann der Mensch eine Fülle der Freude nicht empfangen." (LuB 93:33f.)

Das nämlich ist die Seele, die in der Auferstehung hervorkommt. Amulek hat gelehrt, der Mensch werde bei der Auferstehung vom ersten Tod erweckt, „zum Leben, so daß man nicht mehr sterben kann; der Geist vereinigt sich

Die Heiligen der Letzten Tage lernen, daß die Seele, unser wirkliches Selbst, sich aus Körper und Geist zusammensetzt. Der eine Teil kann nicht ohne den anderen erhöht werden.



Illustration von Cary Henrie

mit dem Leib, um nie mehr getrennt zu werden, . . . so daß man keine Verwesung mehr erleben kann". (Alma 11:45.)

Der Immaterialismus ist nicht die einzige Philosophie, die unsere Einstellung zu uns selbst falsch beeinflußt. Es gibt noch andere, allen voran der Existentialismus. Die frühen Denker des Existentialismus leugneten den Geist und behaupten, wir seien nur Körper. „Die Identität des Körpers ist nicht logisch von der Identität der Person unabhängig, um deren Körper es sich handelt. . . Der Mensch ist sein Körper." [7]

Friedrich Nietzsche führte diesen Gedanken noch weiter: „Ich bin Körper und Seele, so spricht das Kind. Und warum soll man nicht wie ein Kind sprechen?

Aber die Aufgeklärten und Wissenden sagen: Ich bin ganz Körper und nichts anderes; Seele ist nur ein Wort für etwas, was mit dem Körper zu tun hat." [8]

Die Befürworter dieser modernen Philosophie stellen oft folgende Behauptungen auf: Es gibt keinen Gott und also auch keinen Geist. Der Mensch *ist* sein Körper. Der Mensch ist körperlich in der Lage, sich über seinen jetzigen Zustand hinauszuentwickeln. Der Mensch setzt sich nicht aus unterschiedlichen Teilen zusammen wie Geist, Verstand und Körper, sondern ist ein Ganzes mit unterschiedlichen Anlagen.

Die Einstellung des Existentialisten zum Körper mag jemand dazu bringen, daß er glaubt, der Hauptzweck des Lebens bestehe darin, sich Vergnügen zu verschaffen und alle Erfahrung zu machen, die der Körper ermöglicht. Er eignet sich dann vielleicht eine irrationale, auf Spontaneität ausgerichtete Lebenseinstellung an und sagt sich, alles, was gut tue, sei auch erlaubt. Ob etwas richtig oder falsch ist, hänge dann von der Interpretation des einzelnen ab, es gründe sich nicht auf einer absoluten Wahrheit.

Daher kann uns das existentialistische Gedankengut ebenfalls dazu bringen, daß wir uns nicht mit dem Erretter identifizieren möchten. Die Wahrheit sieht so aus: Körper und Geist zusammen bilden unsere Realität und Identität.

„Der Geist und der Körper zusammen sind die Seele des Menschen", schrieb der Prophet Joseph Smith. (LuB 88:15.)

Elder James E. Talmage schrieb: „Es ist ein besonderes Kennzeichen der Theologie der Heiligen der Letzten Tage, daß wir den Körper als wichtigen Teil der Seele betrachten. . . . Nirgendwo außerhalb der Kirche Jesu Christi ist die feierliche und ewige Wahrheit zu finden, daß sich nämlich die Seele des Menschen aus Körper und Geist zusammensetzt." [9]

Diese und ähnliche Evangeliumslehren machen uns deutlich, daß der Körper eine Segnung, ein heiliger Teil unseres ewigen Glücks ist. Das Dilemma von Körper und Geist existiert nur in der Einbildung. Körper und Geist unterscheiden sich zwar, aber sie sind *nicht* gegensätzlich. Der Geist ist nicht immateriell, sondern beide, Körper und Geist, bestehen aus Materie. In der Schrift heißt es: „So etwas wie unstoffliche Materie gibt es nicht. Aller Geist ist Materie, aber er ist feiner und reiner und kann nur von reineren Augen erkannt werden;

wir können ihn nicht sehen, aber wenn unser Körper einmal rein gemacht sein wird, werden wir sehen, daß Geist nichts anderes ist als Materie." (LuB 131:7f.)

Diese Betrachtungsweise macht uns deutlich, daß Körper und Geist *eher ähnlich als verschieden sind und daß der eine für den anderen von großer Wichtigkeit ist*. Paulus hat von der Herrlichkeit des Körpers gesprochen und die Korinther gefragt: „Wißt ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid?" (1 Korinther 3:16.) Der Herr spricht immer wieder von unserem Körper als Tempel, wahrscheinlich um die Heiligkeit des Körpers besonders hervorzuheben.

„Die Urstoffe sind die Wohnstätte Gottes; ja, der Mensch ist die Wohnstätte Gottes, nämlich ein Tempel." (LuB 93:35.)

Es ist eine Segnung, einen Körper zu haben. Wir haben diese Gabe deshalb bekommen, weil wir im vorirdischen Dasein unseren ersten Stand bewahrt haben. Und weil wir einen Körper bekommen haben, sind wir Gott jetzt ähnlicher als vor unserer Geburt. Wer diese Gedanken versteht, wird auch verstehen, daß das wirkliche Ich oder die Seele sich aus Körper und Geist zusammensetzt. Er spürt sich als Einheit, fühlt eine innere Befriedigung, wenn beide Teile rechtschaffen zusammenarbeiten. Er sieht seinen Körper als Segnung, als Lohn für rechtschaffenes Verhalten in der Vergangenheit. Er ist dankbar, daß er den Vorzug hat, in diesem zweiten Stand Gott ähnlicher werden zu können, und er will sich sowohl im Körper als auch im Geist dafür bereit machen, wieder mit dem himmlischen Vater zu leben.

Diesen Vorgang nennt man Heiligung. Er hat seinen Mittelpunkt im Sühnopfer und in der Auferstehung Christi. Die Heiligung setzt dann ein, wenn wir von unseren Sünden umkehren, Bündnisse mit dem Vater und dem Sohn schließen und danach streben, die Gebote zu halten. Dann kann der Heilige Geist in unser Leben treten und uns umwandeln, nämlich „aus einem fleischlichen und gefallenen Zustand . . . in einen Zustand der Rechtschaffenheit." So sind wir dann tatsächlich „aus dem Geist geboren". (Mosia 27:24f.)

Eine grundlegende Lehre unserer Theologie besagt, daß sich die Heiligung nicht nur auf den Geist beschränkt, sondern auch den Körper umfaßt. Wenn wir auf die Eingebungen des Geistes hören und unser Leben rein machen, dann verheißt uns der Herr: „So wird euer ganzer Körper mit Licht erfüllt werden . . . und wer ganz mit Licht erfüllt ist, erfaßt alles.

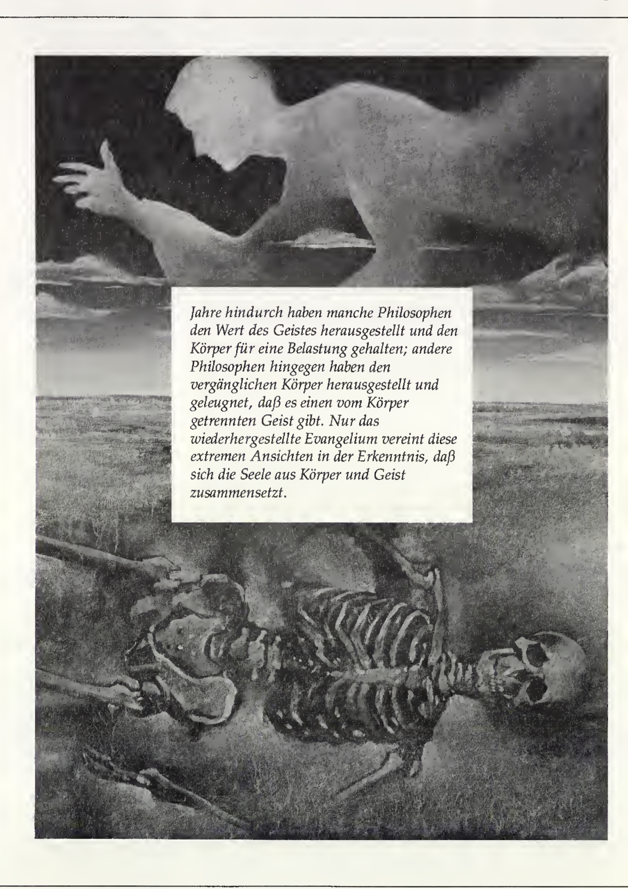
Darum heiligt euch, damit euer Sinn nur auf Gott gerichtet sei, dann werden die Tage kommen, da ihr ihn sehen werdet; denn er wird für euch den Schleier von seinem Angesicht nehmen." (LuB 88:67f.)

Die Heiligung unserer Seele ist dann abgeschlossen, wenn wir „in der Auferstehung der Gerechten hervorkommen werden", und zwar mit einem celestialen Körper, um „für immer und immer in der Gegenwart Gottes und seines Christus zu wohnen". (Siehe LuB 76:50–70.)

Indem wir also einen Körper erhielten, haben wir die Macht erlangt, mit unserem ewigen Fortschritt fortzufahren. Diese Macht müssen wir üben, um Gutes zu tun. In seiner klassischen Rede über *die drei Grade der Herrlichkeit* ermahnt Elder Melvin J. Ballard uns, alles in diesem Leben zu überwinden. Wir werden ja die Neigungen des Fleisches nicht ablegen, wenn wir sterben und in die Geisterwelt kommen. „Sie werden uns begleiten. Ich bin der Überzeugung, daß jeder Mann und jede Frau in

einem irdischen Lebensjahr mehr tun kann, um sich den Gesetzen Gottes anzugleichen, als in zehn Jahren in der Geisterwelt... *Es ist viel leichter, zu überwinden und dem Herrn zu dienen, wenn Fleisch und Geist vereint sind.*" [10] Der Körper ist heilig, er ist der Mittelpunkt unseres Fortschritts. Der Geist muß jedoch die Führung übernehmen. Brigham Young hat gesagt: „Lassen Sie den Geist, den Gott in Ihren Körper gesetzt hat, die Führung übernehmen. Wenn Sie das tun, kann ich Ihnen verheißen, daß Sie alles Böse überwinden und ewiges Leben erhalten werden. Aber viele, sehr viele, ordnen den Geist dem Körper unter und werden überwunden und vernichtet." Elder Theodore M. Burton vom Ersten Rat der Siebzig hat in seiner Ansprache anläßlich der Generalkonferenz im April 1981 gesagt: „Wir brauchen nicht den Körper und seine Begierden über unser Tun bestimmen lassen... Ich gebe zu, daß einige Menschen stärkere Triebe und Begierden haben als andere, sage aber auch, daß ein gerechter Gott uns einen Verstand und einen Willen gegeben hat, womit wir, wenn wir nur wollen, die Begierden und Triebe beherrschen und in Grenzen halten können. ... Je rechtschaffener wir sind und je näher wir Gott kommen, desto leichter fällt es uns, Versuchungen zu widerstehen und im Einklang mit dem Licht und der Wahrheit zu leben, die von Gott ausgehen." (Der Stern, Oktober 1981, Seite 56.)

Elder Paul H. Dunn sagt, daß wir uns für die Heiligung bereit machen, indem wir lernen, unsere Leidenschaften zu zügeln. „*Zügeln* ist auch das Wort, das Alma gebraucht, als er seinem Sohn Schiblon Rat erteilt. Er spricht außerdem eine Verheißung aus, die für uns der Schlüssel zum Verständnis ist: ‚Sieh auch zu, daß du alle deine Leidenschaften zügelst, daß du von Liebe



Jahre hindurch haben manche Philosophen den Wert des Geistes herausgestellt und den Körper für eine Belastung gehalten; andere Philosophen hingegen haben den vergänglichen Körper herausgestellt und geleugnet, daß es einen vom Körper getrennten Geist gibt. Nur das wiederhergestellte Evangelium vereint diese extremen Ansichten in der Erkenntnis, daß sich die Seele aus Körper und Geist zusammensetzt.

erfüllt seist.' (Alma 38:12.) Unsere Leidenschaften zügeln macht uns stark. Unsere Kraft wächst und unsere Liebe auch. . . . Alma hat nicht gesagt: Töte deine Leidenschaften ab. Es geht nicht darum, daß unsere Leidenschaften an sich schlecht wären, daß wir sie nicht haben sollten. Ganz im Gegenteil, wir zügeln, was wir lieben, dessen Kraft wir achten." (Der Stern, April 1982, Seite 141f.)

Es kann für uns zur größten Freude im Leben werden, Körper und Geist zu einen und beide dem Willen des Herrn zu unterwerfen. „Volle Freude spüren wir erst dann, wenn wir uns unseres Körpers am meisten bewußt sind. In Augenblicken von Geistigkeit und höchster Inspiration ist sich der Mensch nicht weniger, sondern mehr dessen bewußt, was um ihn herum ist. Er ist sich auch seines Körpers mehr bewußt."

Ich kann mich daran erinnern, wie ich einmal diese tiefe Freude gespürt habe, ein Gefühl, das ich die Freude der Anstrengung nennen möchte. Das ist meiner Ansicht nach die Freude, die wir empfinden, wenn Körper und Geist zusammenarbeiten, und zwar in voller Harmonie.

Ich nahm in Innsbruck an den olympischen Winterspielen 1964 teil. Der Morgen war hell, und die Sonnenstrahlen tanzten auf der spiegelblanken Eisfläche, auf der der 3000-m-Eisschnelllauf der Damen stattfinden sollte. Die Bahn war ein Oval und 400 m lang. Fast alle Teilnehmerinnen waren schon in den anderen Disziplinen gestartet; Lydia Skoblikowa hatte bereits die ersten drei Läufe gewonnen und sollte sich nun ihre vierte Goldmedaille holen. Wir liefen paarweise, und Lydia Skoblikowa lief im übernächsten Paar nach mir.

Der Ansager rief meine Nummer auf, Nummer 32, für die Vereinigten Staaten von Amerika. Als ich auf die Startlinie zuglitt, war ich ziemlich sicher, daß ich den Lauf gewinnen konnte. Ich war in fantastischer Form. An den vergangenen fünf Jahren hatte ich elf Monate pro Jahr jeden Tag sechs bis acht Stunden trainiert. Die Zeiten während der vergangenen zwei Wochen waren für mich alles Bestzeiten gewesen. Der Startschuß ertönte, und wir schossen los, wie wenn der Lauf nur über 500 m und nicht über 3000 m ginge. Ich flog nur so dahin. Ich hatte das Gefühl, daß meine Füße kaum das Eis berührten. Meine Muskeln spannten und taten weh, aber trotzdem schien alles so mühelos zu sein. Ich war mir meiner Umgebung ganz klar bewußt, obwohl ich mich völlig auf den Lauf konzentrierte. Mein ganzes Ich, Geist und Körper, alles an mir trug zu dieser hervorragenden Leistung bei. Ich spürte eine überraschende Einheit in bezug auf das Ziel, eine Harmonie in mir, die ich vorher nie erlebt hatte.

Ich habe den Lauf nicht gewonnen. Ich stürzte und verlor vierzehn Sekunden, obwohl ich gleich wieder auf die Füße sprang. So habe ich die mögliche Silbermedaille verloren und bin statt dessen auf den zwanzigsten Platz zurückgefallen. Aber diese Spitzenleistung ist noch immer in mir lebendig. In diesem freudigen Augenblick war ich mir meines Körpers und meines Geistes voll bewußt.

Das Wissen, daß wir aus Körper und Geist bestehen, ist für unseren ewigen Fortschritt unabdingbar notwendig, aber das Wissen allein reicht nicht; wir müssen auch demgemäß handeln.

Wenn wir akzeptieren, daß der himmlische Vater unsere Seele, also Körper und Geist, bedingungslos liebt, dann können auch wir unser ganzes Ich, Körper und Geist, lieben und für die Möglichkeit dankbar sein, daß wir Fortschritt machen können, um ihm ähnlich zu werden. Wenn wir unseren Körper als Segnung und nicht als Last ansehen, befreien wir uns von Ausreden, vom Klagen und vom Aufschieben. Dann werden wir nach den Geboten leben wollen, unsere Talente groß machen und alles tun, was wir können, um unsere Schwächen zu erkennen und zu überwinden. Wir werden lernen, so zu leben, daß unser Auge nur auf Gottes Herrlichkeit gerichtet ist, damit wir zu denen gehören können, die „vollkommen gemacht (werden) durch den Mittler des neuen Bundes . . . die einen celestialen Körper haben und deren Herrlichkeit die der Sonne ist, ja, die Herrlichkeit Gottes". (LuB 76:69f.) □

Barbara D. Lockhart ist Sportprofessorin. Sie arbeitet in der Kirche als Lehrerin im Seminar am frühen Morgen und in der Evangeliumsaufbauklasse in ihrer Gemeinde in Jarrettown in Pennsylvanien.

Sprechen wir darüber!

Wenn Sie diesen Artikel gelesen haben, möchten Sie vielleicht folgende Punkte und Fragen besprechen:

1. In Anzeigen, Filmen, Literatur und Unterhaltung aus der heutigen Zeit wird auch der Gedanke verbreitet, daß der Mensch nur aus einem Körper ohne Geist besteht. Wie wirkt es sich auf Ihr Leben aus, wenn Sie sich dieser Philosophie aussetzen?

2. Was für zusätzliche Fähigkeiten, was für eine zusätzliche Macht besitzen Sie, weil Sie einen Körper haben?

3. Wie hilft uns die Gabe des Heiligen Geistes, eine Fülle der Freude zu empfangen (siehe LuB 93:33)? Wie bekommt man die Gabe des Heiligen Geistes? Wie läßt man sie zum größten Einfluß im Leben werden?

4. Inwiefern würde sich Ihr Leben ändern, wenn Sie in Ihre Vorstellung von der eigenen Persönlichkeit auch den Gedanken einbrächten, daß Ihr Körper ein Teil von Ihnen ist?

5. Haben Sie Ihren Körper schon einmal als Gegenstand, als Sache, als Last angesehen? Was würde sich ändern, wenn Sie den Körper als Segnung für sich betrachteten, dankbar für ihn wären und ihn wirklich gern leiden würden?

Fußnoten

[1] *Lehren des Propheten Joseph Smith*, 1983, Seite 184.
[2] Ebd., Seite 311
[3] Robert M. Mutchins, *Great Books of the Western World*, 7. Band, *Plato*, 1952, Seite 224f.
[4] *Great Books of the Western World*, 8. Band, *Aristotele I*, Seite 642.
[5] *Great Books of the Western World*, 19. Band, *Thomas Aquinas I*, Seite 381–384.
[6] Stuart F. Spicker, *The Philosophy of the Body*, 1970, Seite 22.
[7] Ebd., Seite 20
[8] Ebd., Seite 21
[9] Generalkonferenz, Oktober 1913.
[10] Melvin J. Ballard, *The Three Degrees of Glory*, 1965, Seite 12f.
[11] Richard M. Eyre, *The Discovery of Joy*, 1974, Seite 37.

D. Arthur Haycock –

Den Propheten eine Hilfe

Jack Walsh

Im September 1938 stieg ein dunkelhaariger zweiundzwanzigjähriger Mann die Eingangsstufen zum fünfstöckigen Gebäude in der East South Temple Street Nr. 47 in Salt Lake City empor, dem Hauptsitz der Kirche. Es war sein erster Arbeitstag in der Finanzabteilung der Kirche.

D. Arthur Haycock ist mittlerweile ergraut, aber er geht noch immer jeden Morgen in das gleiche Bürogebäude arbeiten. Er arbeitet jetzt auf der anderen Seite des Flurs als damals, und zwar in einem großen Büro voller Gemälde, Skulpturen, Bildern und anderen Erinnerungsstücken an die Zusammenarbeit mit Präsident Spencer W. Kimball, dessen Privatsekretär er ist.

Er war gut bekannt mit den letzten sechs Präsidenten der Kirche; für vier von ihnen hat er als Privatsekretär gearbeitet. Da Präsident Kimball in letzter Zeit aufgrund seines schlechten Gesundheitszustands nicht mehr ins Büro kommen konnte, ist Bruder Haycock zwei bis drei Mal pro Tag in das Appartment des Präsidenten im nahegelegenen Hotel Utah gegangen.

„Als ich anfing, für Präsident Kimball zu arbeiten, habe ich ziemlich schnell herausgefunden, daß er keine Mittagspause macht", erzählt Bruder Haycock. Er sitzt hinter seinem Schreibtisch, einen Stoß ungeöffneter Briefe vor sich. „Ich habe nicht viel Zeit zum Ausruhen."

Arthur Haycock hat nie viel Zeit zum Ausruhen gehabt. „Ich durfte mein ganzes Leben lang arbeiten", meint er und erinnert sich an seine Schulzeit, wo er manchmal nicht zum Tanzen oder Footballspielen gegangen ist, weil er zu Hause in Salt Lake City Zeitungen ausgetragen hat.

Er lernte schon früh in seiner Kindheit arbeiten, obwohl er seine Kindheit beinahe nicht überlebt hätte.

Bruder Haycock ist in mehreren Städten in Utah und Idaho aufgewachsen. David Haycock, sein Vater, war Friseur und wo er Arbeit fand, dorthin mußten Frau und Kinder mitkommen. Arthur Haycock ist in Farmington in Utah geboren worden. Als er drei Jahre alt war, zogen seine Eltern nach Bancroft in Ohio.

Bruder Haycock erinnert sich, daß er einmal als kleiner Junge seinem Onkel „half", einen Wagen zu überholen, und sich dabei von oben bis unten mit Treibstoff und Öl beschmierte. Am nächsten Tag saß er mit mehreren anderen Jungen auf dem Erdboden. Sie spielten mit Streichhölzern. Arthur Haycock zündete ein Streichholz an und ließ es aus Versehen auf seine petroleumgetränkte Kleidung fallen. „Ich war wie eine lebende Fackel." Mutter und Onkel hörten ihn schreien, kamen gelaufen und erstickten die Flammen, aber Arthur Haycock hatte bereits schwere Verbrennungen erlitten.

Am rechten Bein waren die Brandwunden am schlimmsten. Sie heilten zwar schnell wieder zu, aber die Narben zwangen sein Knie in eine Beugung. Wochenlang versuchten der Arzt und seine Mutter, das gebeugte Knie immer ein bißchen mehr zu strecken, indem sie ihm eine Schiene von der Achselhöhle zum Fußknöchel anlegten, bis das Bein wieder gerade war. Während der sechs Monate, in denen das Bein heilte, wurde er von „seinem Vater auf einem Kissen herumgetragen".

Als der kleine Arthur dann endlich wieder laufen konnte, sah er sich schon wieder dem Tod gegenüber. Er war geschickt worden, um eine Besorgung zu machen, und lief über eine Holzbrücke, die den Kanal überspannte. Er stolperte und fiel kopfüber in ein großes Loch in der Brücke. Seine Schultern klemmten sich so unglücklich ein, daß sein Kopf unter Wasser gedrückt wurde. Glücklicherweise bewahrte ihn die Aufmerksamkeit der Mutter ihn vor dem Ertrinken.

Im Jahr 1922, als Arthur Haycock fünf Jahre alt war, wurde sein Vater für zwei Jahre auf Mission berufen. Seine Mutter Lily zog mit den Kindern auf eine kleine Pionierfarm in ihrem Geburtsort Herriman im südwestlichen Salzseetal. Die zwei Jahre waren sehr schwer. Arthur Haycock erinnert sich: „Wir lebten davon, daß wir jede Arbeit taten, die wir finden konnten – Kühe hüten, Holz hacken, Kartoffeln ernten, Saatkartoffeln zerteilen und Heu machen." Hier gewöhnte er sich daran, schwer zu arbeiten, und diese Gewohnheit hat ihn das ganze Leben begleitet.

Als der Vater zurückkam, zogen die Eltern nach Firth in Idaho, wo David Arthur Haycock im Alter von acht Jahren in einem Bewässerungskanal getauft wurde. Jetzt war er ein Mitglied der Kirche.

Fünf Jahre später zogen seine Eltern wieder nach Salt Lake City, wo Arthur Haycock eine Offiziersschulung mitmachte und die Highschool abschloß. Danach trat er in das Civilian Conservation Corps ein, das die Regierung eingerichtet hatte, um arbeitslosen jungen Männern die Möglichkeit zur Ausbildung und zum Arbeiten zu geben. Er lebte jetzt in einer Kaserne, und zwar im Fort Douglas im nördlichen Teil von Salt Lake City.

Während seiner Highschoolzeit lernte er zwei Männer kennen, die später Führer in der Kirche werden sollten. Ein junger Mann namens Harold B. Lee war sein Seminarlehrer. Der Pfahlpräsident, der ihn interviewte, ehe er auf Mission ging, hieß Bryant S. Hinckley und war der Vater eines anderen Jungen in Arthur Haycocks Alter, nämlich

Gordon B. Hinckley, der jetzt Zweiter Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft ist.

Im Seminarunterricht lernte er Maurine McClellan kennen, die zu seiner Gemeinde gehörte. Sie wartete auf ihn, als er mit achtzehn Jahren nach Hawaii auf Mission ging. Als er zurückkam, heirateten sie, und zwar am 6. Mai 1938.

Arthur Haycock erlebte als Missionar, wie Generalautoritäten und Angestellte der Kirche im Auftrag der Kirche die Mission besuchten. Als er Missionssekretär in Hawaii war, war er besonders von der Arbeit Joseph Andersens, des Sekretärs der Ersten Präsidentschaft beeindruckt, der 1935 mit Präsident Heber J. Grant und Präsident J. Reuben Clark nach Hawaii kam, um dort den ersten Pfahl zu organisieren. Damals beschloß er, für die Kirche zu arbeiten, wenn er wieder in Salt Lake City wäre. Aber er brauchte viel Ausdauer, um dieses Ziel zu erreichen. „Als ich wieder zu Hause war, ging ich monatelang jeden Montagmittag zum Verwaltungsgebäude der Kirche, um mich zu bewerben. Schließlich wurde ich wirklich angestellt."

Das war im selben Jahr, in dem LeGrand Richards als Präsidierender Bischof berufen wurde. Der junge Gordon B. Hinckley arbeitete bereits im Verwaltungsgebäude der Kirche.

„Nachdem ich mich für diese Stellung beworben hatte, habe ich mich nie wieder für eine andere Stellung beworben", erzählt Bruder Haycock. „Ich bin immer dahin gegangen, wohin mich die Führer der Kirche gesandt haben, und ich habe versucht, das zu tun, was sie mir aufgetragen haben."

Während des Zweiten Weltkriegs mußte er zwei Jahre bei der Eisenbahn arbeiten, denn die Kirche wollte bei den Kriegsanstrengungen mithelfen und schickte daher einige ihrer verheirateten Angestellten dorthin zur Arbeit. Nach dem Krieg kehrte er auf einen Posten bei der Kirche zurück. So blieb er den Führern der Kirche im Auge und hatte die Möglichkeit, sie kennenzulernen. Er erinnert sich an Präsident Heber J. Grant als „großartigen Finanzmanager und furchtlosen Mann", der die Kirche sicher durch die große Depression in den dreißiger Jahren führte.

Als George Albert Smith 1945 nach Heber J. Grant Präsident der Kirche wurde, bat er Arthur Haycock, sein Privatsekretär zu werden. Seit dem Jahre 1922 hatte Bruder Andersen als Sekretär der Ersten Präsidentschaft, ab 1923 auch als Sekretär des Präsidenten der Kirche gearbeitet. Aber der Präsident hatte soviel zu tun, daß weitere Hilfe nötig war. Als Bruder Haycock Präsident Smiths Sekretär wurde, blieb Bruder Andersen der Sekretär der Ersten Präsidentschaft, und zwar bis 1972.



Bruder Haycock, fotografiert von Eldon Linschoten.



D. Arthur Haycock (links) geht mit Präsident Joseph Fielding Smith in Salt Lake City spazieren.

Obwohl die Familie wegen Bruder Haycocks Stellung manchmal Opfer bringen mußte, „war es für die Kinder doch ein schönes Erlebnis, den Propheten und andere Generalautoritäten kennenzulernen", erzählt Schwester Haycock. Präsident George Albert Smith lud die Haycockkinder oft zu sich ein. Schwester Haycock erinnert sich, daß der Präsident einmal ein paar siamesische Kätzchen bekam und „meinen Mann bat, die Kinder eines Nachmittags herzubringen. Dort überraschte er sie mit einem Korb, um den eine Schleife gebunden war. Im Korb war eins der Kätzchen."

Bei der Zusammenarbeit mit den Propheten konnte Bruder Haycock mit eigenen Augen sehen, was für großartige Männer sie waren. „Sie sind nicht nur fleißig, hingebungsvoll und stehen treu zur Kirche, sondern sie machen sich auch Gedanken und Sorgen; sie sind niemals so beschäftigt, daß sie die Mitmenschen vergessen würden", sagt Bruder Haycock. „Sie nehmen sich die Zeit, mit den Leuten zu sprechen."

„Präsident George Albert Smith war so nett und freundlich, so christusähnlich. Ich sah, wie er anderen die Last von den Schultern nahm und auf seine eigenen Schultern legte. Wenn es je einen Mann gegeben hat, der den Balsam aus Gileam verteilen konnte, dann war es George Albert Smith.

Er war jedem ein Freund. Wenn er sagte: ‚Ich hoffe, daß wir uns wiedersehen', dann war das nicht nur eine konventionelle Floskel, sondern er meinte es ernst. Er machte viele Menschen zu lebenslangen Freunden der Kirche." Als Präsident Smith an seinem einundachtzigsten Geburtstag am 4. April 1951 starb, stand Bruder Haycock an seinem Bett und hielt ihm die Hand.

Unter Präsident David O. McKay arbeitete Bruder Haycock eine Zeitlang als Zweitsekretär der Ersten Präsidentschaft. Als Elder Ezra Taft Benson dann unter Präsident Dwight D. Eisenhower Landwirtschaftsminister der Vereinigten Staaten wurde, ging Bruder Haycock als sein administrativer Assistent mit nach Washington. Zwei Jahre später wurde er berufen, über seine alte Mission in Hawaii zu präsidieren.

In ihm sahen die Missionare ein Beispiel sowohl für Dienen als auch für Hingabe. Er sagte oft: „Ich möchte lieber ein Knecht des Herrn sein als über ein Königreich herrschen." Seinen Missionaren legte er einmal ans Herz: „Das Geheimnis des Erfolgs liegt in den Stunden hingebungsvollen, treuen Dienens im Werk des Meisters. Vergeßt nicht: Dies ist das Werk des Herrn, und wer hier mitarbeitet, wird vom Herrn entlohnt, und niemand auf der ganzen Welt zahlt besser als der Herr."

Als Bruder Haycock als Missionspräsident in Hawaii entlassen wurde, boten ihm große Firmen eine Stellung mit hohem Gehalt an. Nathan Winter, einer von Bruder Haycocks Missionaren und Präsident Kimballs Bischof, erzählt, Bruder Haycock habe zu ihm gesagt: „Ich werde wieder für die Kirche arbeiten. Denken Sie nur an die Menschen, mit denen ich dort zusammenarbeite."

Er kehrte also nach Salt Lake City zurück und wurde Führungssekretär des Missionskomitees, dessen Vorsitzender Elder Spencer W. Kimball vom Rat der Zwölf war. Außerdem gehörten noch Gordon B. Hinckley und Boyd K. Packer diesem Komitee an. Damals waren sie noch nicht in den Rat der Zwölf berufen. Unter Präsident McKay erlebte die Kirche ein großes Wachstum, und es gab viel zu tun. Bruder Haycock erhielt oft die Möglichkeit, eng mit dem Präsidenten zusammenzuarbeiten, den er als „großen, gutaussehenden, charismatischen Mann" schildert. Wenn er einen Raum betrat, war seine Autorität unumstritten.

„Und dann rief mich Präsident Lee eines Morgens um fünf vor acht an und sagte: ‚Nehmen Sie sich ein Notizbuch und kommen Sie in den Tempel; Sie sind der neue Tempelsekretär.'"

Bruder Haycock blieb in dieser Stellung, bis Präsident McKay starb. Dann wurde er wieder als Sekretär des Präsidenten der Kirche berufen.



Seit Dezember 1973 ist Bruder Haycock Präsident Kimballs Privatsekretär.



Bruder Haycock (rechts) und seine Frau Maurine mit Präsident Harold B. Lee und seiner Frau Freda.

Bruder Haycock erzählt: „Präsident Joseph Fielding Smith war ein Mann von großer Festigkeit. Aber die Menschen verstanden ihn nicht. Er wurde für sehr streng gehalten." Präsident Smith war Kirchenhistoriker gewesen und kannte sich in der heiligen Schrift sehr gut aus. Er hat in der Öffentlichkeit bemerkenswerte Reden über das Evangelium gehalten. „Er war sehr humorvoll, und er war nett und freundlich. Man konnte sicher sein: Wenn man in seine Fußstapfen trat, konnte man nicht vom Evangelium abweichen." Bruder Haycock arbeitete eng mit ihm zusammen, vor allem, nachdem Präsident Smiths Frau, Jesse Evans Smith, gestorben war. Jeden Morgen holte er ihn bei seiner Tochter Amelia ab, brachte ihn zur Arbeit und fuhr ihn abends wieder nach Hause.

Präsident Smith legte keinen Wert darauf, im Rampenlicht zu stehen oder fotografiert zu werden, deshalb hatte er auch nicht gerne Presseleute um sich, und die Presseleute waren auch nicht gern bei ihm. Er hatte kleine Kinder sehr gern, und ein Bild zeigt den fünfundneunzigjährigen Propheten, wie er ein kleines Mädchen umarmt, das sich unter die Seilabsperrung bei der Generalkonferenz hindurchgezwängt hatte und ihm die Arme entgegenstreckte.

„Mit ihm ging eine Ära zu Ende. Er schlug die Brücke von der Anfangszeit der Kirche zur heutigen Zeit", meint Bruder Haycock. Als Präsident Smith 1972 starb, ging der Kirche ein Bindeglied zur Pioniervergangenheit verloren. Sein Vater, Präsident Joseph F. Smith, war der Sohn von Hyrum Smith, der der Bruder des Propheten Joseph Smith war und der ebenfalls den Märtyrertod starb.

Bruder Haycock wurde gebeten, auch für Präsident Harold B. Lee Privatsekretär zu bleiben. „Ich glaube nicht, daß es in der Kirche mit Ausnahme des Propheten Joseph Smith jemand gegeben hat, der besser wußte, wie die Kirche geleitet werden muß." Bruder Haycock weist darauf hin, daß viele der heutigen Kirchenprogramme aus Präsident Lees Mitarbeit bei Projekten und Komitees sowie aus seiner Zeit als Präsident der Zwölf und als Präsident der Kirche hervorgegangen sind.

Er hatte „tiefen und beständigen Glauben". Wenn die Leute manchmal sagten, der Schleier sei sehr dünn gewesen, pflegte Präsident Lee zu sagen: „Es gab keinen Schleier."

Bruder Haycock sagt weiter: „Er hat sich furchtlos der Angelegenheiten der Kirche angenommen."

In den letzten Tagen des Dezember 1973 fühlte sich Präsident Lee nicht wohl und war sehr müde. Also brachte Bruder Haycock ihn einen Tag nach Weihnachten auf Anraten des Arztes ins Krankenhaus, damit er sich dort der jährlichen Untersuchung unterzog. Als Schwester Lee gerade nach Hause gegangen und Bruder Haycock mit dem Präsidenten allein war, wurde dieser unruhig, begann zu sprechen und wollte aufstehen. Voller Sorge brachte Bruder Haycock ihn dazu, sich hinzulegen, und rief die Krankenschwester und einen Arzt. Innerhalb von ein paar Sekunden wurde Präsident Lees Gesicht schneeweiß und bedeckte sich mit kaltem Schweiß. Der Arzt sagte kurz: „Herzstillstand" und begann, den Brustkorb des Patienten zu massieren, während das Notsignal erscholl.

Bruder Haycock rief Schwester Lee ins Krankenhaus zurück ebenso Präsident Marion G. Romney, den Zweiten Ratgeber, und Präsident Spencer W. Kimball vom Rat der Zwölf ins Krankenhaus. (Präsident N. Eldon Tanner, der Erste Ratgeber Präsident Lees, hielt sich zu den Weihnachtsfeiertagen in Arizona auf und mußte dort benachrichtigt werden.)

Die Ärzte versuchten eine Stunde lang „heroisch", Präsident Lee zu helfen, erzählt Bruder Haycock. Als Präsident Kimball ins Krankenhaus kam, fragte er: „Präsident Romney: ‚Was soll ich tun?' Präsident Romney entgegnete: ‚Ich glaube, alles was wir tun können, ist beten und warten.' Und als der Arzt schließlich um neun Uhr kam und sagte: ‚Wir haben alles getan, was in unserer Macht steht. Präsident Lee ist gestorben', da wandte sich Präsident Romney sofort an Präsident Kimball und fragte: ‚Präsident Kimball, was möchten Sie, daß ich tue?' Und dann gaben sich die führenden Beamten der Kirche einfach und still die Hand."

Präsident Spencer W. Kimball, der die Stellung nie gewollt hatte, der inbrünstig gebetet hatte, der jüngere Harold B. Lee möge weiterleben, nahm doch das Amt des Präsidenten der Kirche an, und zwar mit „völliger und absoluter und uneingeschränkter Hingabe" wie sich Bruder Haycock erinnert.

Als Privatsekretär immer in der Nähe des Präsidenten, beobachtete Arthur Haycock als erstes, was Präsident Kimball tat, um größere Schritte zu machen. Vor Jahren, als Präsident Kimball sich wegen Krebs einer Kehlkopfoperation unterziehen mußte, „hatte er mit dem Herrn einen Pakt geschlossen", daß er ihm jede Stunde des Tages dienen würde, wenn er weiterleben und seine Stimme behalten würde, sagt Bruder Haycock.

Er ist noch immer von „diesem unbezähmbaren Geist und diesem großen Wunsch" beseelt. Es ist geschichtlich belegt, was Präsident Kimball als Füh-

rer der Kirche vollbracht hat. Es hat großen Fortschritt beim Tempelbau und in der Missionsarbeit gegeben. Der Welt ist mehr als zuvor bezeugt worden, daß Jesus der Christus ist und daß sein Evangelium wiederhergestellt worden ist. „Und dieser Fortschritt liegt unter anderem in der großen Liebe des Propheten für alle Menschen begründet", sagt Bruder Haycock.

„Präsident Kimball hat uns gelehrt, größere Schritte zu machen und etwas zu tun. In der Zusammenarbeit mit ihm habe ich einen Schimmer von unserer Mission als Kirche erhascht. Er treibt die Menschen voran, aber auf freundliche Weise."

Und was hat Arthur Haycock getan? Er hat im Laufe der Jahre Zeit gefunden, als Gemeindesekretär, Pfahlsekretär, Hoher Rat, Bischof, Missionspräsident, Regionalrepräsentant und derzeit als Pfahlpatriarch zu dienen. Seine Dienstjahre für die Präsidenten der Kirche sind mit dem Wachstum der Kirche zusammengefallen.

„Ich habe gesehen, wie die Anzahl der Pfähle von 124 auf fast 1500 gestiegen ist, wie sich die Mitgliederzahl von 750000 auf über 5000000 erhöht hat."

Haben seine beruflichen Verpflichtungen schwer auf seiner Familie gelastet?

„Er ist oft von zu Hause weg gewesen. Aber ich glaube nicht, daß es uns deshalb schlechter geht, denn wir sind ja für das, was er tut, gesegnet worden", sagt seine Frau Maurine. „Wir haben ein wunderschönes Leben."

Und weiter sagt sie: „Ich meine, unser Leben ist durch die Männer, mit denen er zusammengearbeitet hat, bereichert worden." Sie fügt noch hinzu, daß es für sie und ihre Kinder ein Vorzug war, aufgrund seiner Stellung die Führer der Kirche kennengelernt zu haben.

„Wir haben gelernt, Respekt vor den Führern der Kirche zu haben", sagt Bruder Haycocks Tochter Lynette, verheiratete Dowdle. Sie wohnt in Orem, Utah. Die guten Eigenschaften der Männer, mit denen ihr Vater zusammengearbeitet hat, hätten sich auf ihn übertragen, und er habe sie seiner Familie weitergegeben. Sein Lebensmotto lautet: „Zuerst der Herr, dann andere und zuletzt ich selbst." Wann immer jemand Hilfe oder nur jemand zum Zuhören brauchte, versuchte Bruder Haycock zu helfen.

Schwester Dowdle erinnert sich: „Ich hatte eine Schulfreundin, die sich das Mittagessen in der Schule nicht leisten konnte. Jahre später habe ich einmal herausgefunden, daß Vater für den Rest des Schuljahres ihr Mittagessen bezahlt hat." Seine Töchter waren mit seiner Freundlichkeit vertraut, aber er tat auch für andere Menschen vieles, ruhig und ohne Aufhebens. „Ich glaube, manchmal hat selbst Mutter nichts davon gewußt."

Die Haycocks haben vier Töchter, die alle im Tempel geheiratet haben, und fünfzehn Enkelkinder. Da alle Kinder ganz in der Nähe wohnen, „kann er seine Enkel sehr verwöhnen", erzählt Schwester Dowdle.



Bruder und Schwester Haycock sind gerne mit ihren Enkelkindern zusammen.

Aber Bruder Haycock hat nicht nur mit sechs der zwölf Präsidenten der Kirche zusammengearbeitet, sondern mit Hunderten von Generalautoritäten. Meistens war er der erste, der sie zu ihrer Berufung beglückwünschte. Seine Frau sagt: „Ich glaube nicht, daß irgend jemand in der Kirche mehr Möglichkeiten gehabt hat als mein Mann."

Und Bruder Haycock sagt, ihm seien Achtung, Liebe und Wertschätzung von seiten dieser Männer wichtiger als von Königen, Herrschern oder anderen einflußreichen Männern auf der Erde.

„Es ist kaum glaublich, daß so viel Zeit vergangen ist", sinniert er und denkt an den jungen Mann zurück, der vor fast siebenundvierzig Jahren die Stufe zum Verwaltungsgebäude der Kirche emporstieg. Er sagt: „Ich bin mir klar darüber, daß ich ein ganz gewöhnlicher Mensch bin. In der Schule habe ich Maschinenschreiben und Stenographie gelernt, und das ist alles, was ich kann. Ich mußte immer früh aufstehen, schwer arbeiten und lange aufbleiben, um das auszugleichen."

Aber Opfer und Arbeit sind die Segnungen wert gewesen, resümiert er. „Die Segnungen überwiegen das wenige, das ich gut tun konnte, bei weitem.

Ich kann nur sagen: Alles, was ich bin, verdanke ich den Brüdern und dem Herrn sowie meiner Frau und meinen Kindern. Ich versuche so zu leben, daß ich mich ihres Vertrauens würdig erweise." □



Elder Ezra Taft Benson (sitzend, vierter von links) als Landwirtschaftsminister der Vereinigten Staaten mit seinem Stab. D. Arthur Haycock (links, stehend) war sein administrativer Assistent.

Jack Walsh ist verheiratet und hat ein Kind. Er ist Ratgeber im Zweig Wills Point im Pfahl Dallas Texas East.

Willard Bean, der „kämpferische Geistliche"

Vicky Bean Zimmerman

Als Willard Bean und seine Frau im Frühjahr 1915 nach Palmyra in New York zogen, waren sie seit vierundachtzig Jahren die ersten Heiligen, die wieder in dieser Stadt lebten. Sie hatten eine große Aufgabe vor sich, sie sollten nämlich in diesem Gebiet, das für seine Vorurteile gegen die Heiligen der Letzten Tage bekannt war, das Evangelium predigen und Freundschaften schließen.

Acht Jahre vorher, 1907, hatte Elder George Albert Smith von einem Mann namens William Avery Chapman Joseph Smiths Farm gekauft. Mr. Chapman hatte darum gebeten, so lange auf der Farm wohnen bleiben zu dürfen, bis er einen anderen angemessenen Wohnsitz gefunden habe. Er blieb noch sieben Jahre dort wohnen, also bis 1914. Dann begann sich Präsident Joseph F. Smith nach dem richtigen Mann umzusehen, der mit seiner Familie nach Palmyra ziehen, auf der Farm wohnen und die Kirche repräsentieren könnte.

Willard Bean und Rebecca Petersen waren noch nicht einmal ein Jahr verheiratet. Zu Beginn des Jahres 1915 besuchten sie eine Konferenz der Kirche in Richfield, Utah. Vor der Versammlung nahm Rebecca ihren Platz auf der Galerie ein, wo der Chor saß, und Willard unterhielt sich mit Bekannten vor dem Gemeindehaus. Gerade als Willard Bean das Gebäude durch die Seitentür betrat, stand Präsident Smith auf und sagte: „Darf ich Willard Bean zum Podium bitten?"

„Willard", sagte er, „ich habe eine Aufgabe für Sie. Ich werde Ihnen mehr sagen, wenn die Versammlung vorüber ist." Später erklärte Präsident Smith: „Als Willard Bean durch die Tür trat, kam mir ein starker Eindruck, fast so, als wenn eine Stimme zu mir gesagt hätte: ‚Das ist dein Mann.'" Als er Willard und Rebecca Bean in jenem Frühling in ihre Aufgabe einsetzte, sagte er ihnen, daß sie sich in Palmyra vielen Vorurteilen gegenübersehen würden. Aber er fügte auch voller Vertrauen hinzu: „Willard, ich kenne Sie und Ihre Missionsarbeit und Ihre Kämpfernatur, und ich bin sicher, daß ich den richtigen Mann schicke."

Das Gerücht, die Mormonen kämen zurück, verbreitete sich schnell in Palmyra. Die Einwohner waren wütend. Weil Willard Bean eine junge Frau und zwei Kinder aus einer früheren Ehe mitbrachte, wurde er gleich als Polygamist abgestempelt. Niemand wollte mit ihm sprechen, in den Läden wurde er nicht bedient, und die Einwohner gingen auf die andere Straßenseite, wenn sie ihren Hund spazierenführten und ihm begegneten. Zwei Jahre lang mußten sie mit dem Pferdewagen in die Nachbarstädte fahren, um für ihren Lebensunterhalt einzukaufen.

Er hatte schon vor seiner Mission in Tennessee von 1893 bis 1895 Vorurteile erlebt. Aber seine junge Frau war es nicht gewöhnt, so behandelt zu werden, und sie war tief verletzt, wenn die Leute an ihrem Haus vorbeiliefen, Obszönitäten schrien, sie beschimpften und ihnen nahelegten, nach Utah zurückzukehren, wo sie hergekommen waren.

Als sie das erste Mal einen Ausflug zum Hügel Cumorah machten, trafen sie auf einen Mann mit einem Gewehr in der Hand, der ihnen unmißverständlich klarmachte, daß Mormonen niemals auf den Hügel steigen dürften.

Als die Beans erst kurz in Palmyra wohnten, versammelten sich die Einwohner und schickten eine Abordnung auf die Farm.

„Kommen Sie doch herein", forderte Willard Bean sie auf.

Aber sie antworteten: „Nein, Mr. Bean. Kommen Sie heraus. Wir haben eine Versammlung abgehalten und sind als Abordnung hierhergeschickt worden, um Ihnen zu sagen, daß Sie auf Wunsch der Einwohner Palmyra verlassen sollen. Wir wollen hier keine Mormonen mehr."

„Das tut mir sehr leid. Wir sind mit der Hoffnung hierhergekommen, daß wir mit ihnen zusammenleben und dem Gemeinwesen Nutzen bringen könnten. Und ich sage ihnen: Wir werden hierbleiben, auch wenn wir deshalb kämpfen müssen. Ich nehme es nach Belieben mit einem oder mit dreien auf. Wir werden hierbleiben." Die drei Männer gingen davon, und niemand hat je wieder etwas von ihnen gehört.

Die drei Männer hatten es nicht gewußt, aber es wurde dann schnell in der Stadt bekannt, daß Willard Bean Berufsboxer war. Er war Meister im Mittelgewicht in den Vereinigten Staaten. Seine Fähigkeiten beim Boxen brachten ihm die Bezeichnung „der kämpferische Geistliche" ein und erwiesen sich für ihn mehr als einmal als sehr nützlich.

In den folgenden Monaten wurden mehrere Redner nach Palmyra geholt, die Vorträge gegen die Mormonen hielten. Zu den eindrucksvollsten gehörte Lulu Loveland Shepard aus Pittsburgh, die die ganze Stadt mit einer Lügentirade gegen die Kirche in Aufruhr versetzte.

Auch mehrere andere Redner kamen nach Palmyra, um gegen den Mormonismus zu predigen. Aber Willard war für sie ein schwerer Gegner, so wie Heber J. Grant es vor Jahren im Missionsfeld gesagt hatte: „Ich kenne keinen Mann in der Kirche, der soviel Schriftstellen zitieren kann wie Willard

Bean." Er kannte die Bibel gut, und es fiel ihm nicht schwer, in jeder Diskussion mit einem anderen Geistlichen, sei er nun aus Palmyra oder aus einer anderen Stadt, die Oberhand zu behalten.

Manche Geistliche zogen es vor, Willard Bean und die Heiligen der Letzten Tage in Zeitungsartikeln anzugreifen, anstatt selbst mit ihnen zu diskutieren. Ein Geistlicher tat das mehrere Male und mißachtete Willard Beans Bereitschaft, sich mit ihm zu einer öffentlichen Diskussion zusammenzusetzen. Willard Bean antwortete schließlich, indem er einen eigenen Artikel in der Zeitung von Palmyra veröffentlichte:

„Ich bin nicht nach Palmyra gekommen, um gegen andere Kirchen oder gegen Menschen zu kämpfen, die eine andere Religion oder keine Religion haben. Ich bin von Natur aus ein toleranter und friedliebender Mann, und ich hatte gehofft, zum besseren Teil der Stadt zu passen und für das sittliche Vorankommen und die Verbesserung des Gemeinwesens meinen Beitrag leisten zu können. Aber ich habe auch ein bißchen Kämpferblut in meinen Adern, und wenn ich oder meine Leute auf gehässige Weise von Rufmördern angegriffen werden, dann halte ich es für mein Recht und meine Pflicht, mich zu verteidigen. Ich möchte Ihnen folgendes ans Herz legen: Falls sich weiterhin ein Geistlicher genötigt sieht, meine Religion ‚bloßzustellen', dann braucht er nicht nach bezahlten Hetzern gegen den sogenannten Mormonismus zu schicken. Das besorge ich schon umsonst."

Danach gab es nur noch wenige Versuche, die Kirche in Verruf zu bringen. Ein paarmal wurden Diskussionen angesetzt, aber seltsamerweise wurden die Sprecher der Gegenseite immer ein oder zwei Tage vorher aus der Stadt abberufen. Die Beans hatten zwar schließlich den Kampf ums Überleben gewonnen, aber die Atmosphäre in der Stadt ließ immer noch viel zu wünschen übrig.

Willard Bean wollte das Eis brechen und schlug daher vor, einen Boxkampf zu organisieren. Im alten Opernhaus mitten in der Stadt wurde ein Ring aufgestellt, und der kämpferische Geistliche, der in der Stadt nicht im Ruf der Schüchternheit stand, forderte jeden auf, mit ihm in den Ring zu gehen.

Als der Abend, an dem der Boxkampf stattfinden sollte, herangekommen war, saßen die größten Prahlhänse der Stadt in den ersten drei Reihen. Als es losging, stieg der erste in den Ring. Aber er kam gar nicht dazu, dem anderen einen Hieb zu versetzen, denn nach fünfzehn Sekunden war er bereits k. o. Während er aus dem Ring getragen wurde, stieg der zweite Kandidat hinein, und auch er wurde nach wenigen Sekunden hinausgetragen. Das ging so weiter, bis der siebte Herausforderer aus dem Ring getragen wurde – keiner hatte auch nur eine Runde überstanden. Der achte Mann zog daraufhin seine Meldung zum Boxkampf gegen Bean zurück, und es ließ sich auch kein weiterer Gegner finden.

Fast so eindrucksvoll wie Willards Sieg waren seine Gymnastikeinlagen zwischen den Kämpfen. Während seine Gegner aus dem Ring getragen wurden, machte er Saltos rückwärts und andere Kunststückchen.

Der Kampf war ein großer Erfolg, und danach wurden die Leute freundlicher. Willard Bean begann, Straßen- und Hausversammlungen abzuhalten. Mit Rebeccas stimmlichem Geschick und Willards lauter Stimme brachten sie schon eine ganz schöne Menschenmenge zusammen. Der Bankier der Stadt, Pliny T. Sexton, wollte ihnen helfen und gestattete es ihnen, im Park gegenüber der Bank zu predigen. Er arrangierte es, daß Willard Bean den Musikpavillon als Podium benutzen durfte, und er sorgte dafür, daß nachts die Scheinwerfer brannten. Bald versammelten sich jedesmal regelmäßig zwischen zweihundert und vierhundert Zuhörer.

Der Auftrag, den Willard Bean von der Ersten Präsidentschaft bekommen hatte, beschränkte sich nicht darauf, Freundschaften zu schließen und Menschen zu bekehren. Er sollte auch dafür sorgen, daß die Kirche, wann immer möglich, historische Stätten in und um Palmyra erwerben konnte. Pliny Sexton besaß den Hügel Cumorah, und es lag Bean besonders viel daran, ihn zu erwerben.

Präsident Heber J. Grant und sein Ratgeber, Charles W. Nibley, gingen eines Nachmittags gemeinsam mit Bean zu Mr. Sexton. Der Eigentümer verlangte 100 000 Dollar für den Hügel, und Bean warf dem geizigen Bankier scherzhaft vor, er sei auf das Gerede der Leute über den sagenhaften Reichtum der Mormonenkirche hereingefallen. Dann ließ er ihn wissen, daß die Kirche während der letzten hundert Jahre ganz gut ohne den Hügel ausgekommen sei und das auch weiterhin tun werde, bis er ein realistisches Angebot mache.

Auf dem Rückweg zur Farm sagte Präsident Nibley vertrauensvoll:



Die Jungverheirateten kurz vor ihrer Reise von Salt Lake City nach Palmyra im Staat New York im Jahre 1915.

„Wenn der Herr möchte, daß dieser Hügel in unseren Besitz übergeht, dann wird sich eine Möglichkeit dazu auftun."

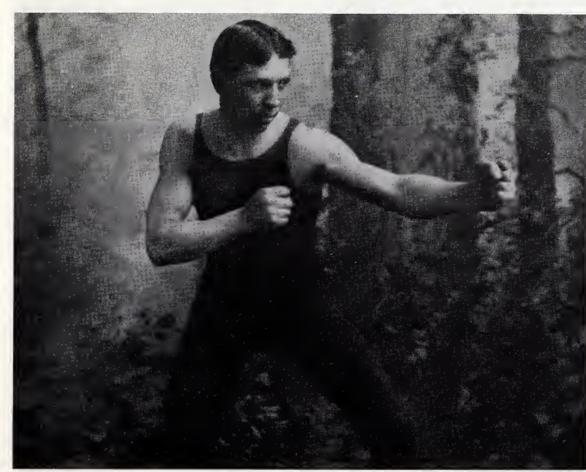
Seine Vorhersage erwies sich als richtig. Als Mr. Sexton gestorben war, fiel sein Grundbesitz an mehrere entfernte Nichten, die schworen, daß sie den Hügel niemals verkaufen würden, zu welchem Preis auch immer. Aber dann starben nacheinander auch die Nichten. Schließlich rief der Rechtsanwalt, der Mr. Sextons Grundbesitz verwaltete, Willard Bean eines Nachmittags im Februar 1928 in sein Büro und sagte, nun sei der Zeitpunkt gekommen, um sich über den Verkauf des Hügels zu einigen. Willard konnte also den Hügel Cumorah kaufen, außerdem drei Farmen, die am Fuß des Hügels lagen, und Grace Hall, ein Gebäude, das ein schönes Gemeindehaus für die Heiligen abgeben würde. Das waren zusammen über sechshundert Morgen Land, und alles zusammen kostete nur 53000 Dollar.

Während der folgenden Generalkonferenz sagte Präsident Grant: „Wir haben kürzlich den Hügel Cumorah erworben, und es sieht sehr danach aus, daß dieser Kauf mit Gottes Hilfe zustande kam."

In den folgenden Jahren trug Willard Bean dazu bei, daß die Farmen Martin Harris' und Peter Whitmers erworben werden konnten. Außerdem sorgte er dafür, daß der Hügel Cumorah wieder aufgeforstet wurde, um seine natürliche Schönheit wiederherzustellen, die bestanden hatte, als Joseph Smith die Goldplatten erhielt. Mit Hilfe seiner drei Söhne, den örtlichen Missionaren und bezahlten Hilfskräften pflanzte er 65000 junge immergrüne Bäume und außerdem 3000 Hartholzbäume, die aus der Randzone des Heiligen Hains ausgegraben worden waren. Heute bedeckt ein mächtiger Wald dieses herrliche Wahrzeichen der Kirche.

Von der eigentlichen Verfolgung war in Palmyra nur noch ein schwacher Abklatsch übriggeblieben, und Willard und Rebecca Bean sowie ihre Kinder wurden als Bürger anerkannt. Man forderte sie auf, sich der Eltern-Lehrer-Organisation der Schule anzuschließen. Willard Bean wurde in den Aufsichtsrat gewählt; er wurde Stammitglied im Palmyra Lion's Club und dann dessen Präsident. Außerdem wurde er in das Pfadfinderkomitee für den Kreis Wayne gewählt, wurde Beamter in der Vereinigung der „Bürger und Geschäftsleute" und Mitglied der Handelskammer von Rochester. Er nahm gerne jede Einladung an, vor Geschäfts- und Zivilorganisationen zu sprechen.

Rebecca Bean war die erste FHV-Leiterin in Palmyra. Jeder, der sie kannte, achtete und bewunderte sie. Die Wohlfahrtsorganisationen am Ort arbeiteten mit ihr zusammen und besorgten gerne das Material für den Dienst am Nächsten, beispielsweise ganze Stoffballen.



Willard Bean posiert in Boxerpose für den Fotografen.

Die Kinder der Beans, die einst an einem Tisch in der entferntesten Ecke des Klassenzimmers hatten sitzen müssen, zeichneten sich durch hervorragende Schulleistungen aus. Alvin Bean vertrat Kreis Wayne beim Rechtschreibwettbewerb auf der Ausstellung des Staates New York in Syracuse. Sohn Dawn und Tochter Palmyra hielten jeweils für ihre Klasse die Rede bei der Schlußfeier, als sie die Schule beendet hatten. Außerdem wurden die Kinder erfolgreiche Sportler.

Auf der Farm waren oft Kirchenführer zu Gast, und bald wurden die Missionarskonferenzen der Oststaaten im Heiligen Hain abgehalten. 1926 wurde unter der Leitung von Willard Bean zum ersten Mal ein Stück aufgeführt, das als Vorreiter des heutigen Freilichtspiels am Hügel Cumorah anzusehen ist.

Willard und Rebecca Bean waren „für fünf Jahre oder länger" nach Palmyra geschickt worden. Es wurde „länger" daraus, und es dauerte insgesamt gut fünfundzwanzig Jahre, bis sie von ihrer Aufgabe auf der Farm entbunden wurden. Sie waren als Jungvermählte im Staat New York angekommen, und sie verließen die Farm als Großeltern. Während sie dort lebten, schenkte Rebecca Bean vier Kindern das Leben. Jedes Kind wuchs mit dem Bewußtsein der geistigen Ereignisse auf, die sich dort zugetragen hatte, und als sie die Farm verließen, besaß jedes Kind ein gutfundiertes Zeugnis vom Evangelium.

Es erfüllte die Beans mit großer Befriedigung, als sie beobachten konnten, wie sich die Atmosphäre in der Stadt wandelte – von Eiseskälte zu Achtung und Bewunderung. Als sie ihren Wegzug aus Palmyra vorbereiteten, gaben die Bewohner der Stadt ihnen zu Ehren Partys und Bankette, um ihnen zu zeigen, wie gern sie sie hatten. Die Beans hatten wirklich ihr Herz gewonnen. □

Vicky Bean Zimmerman hat sieben Kinder. Sie arbeitet in ihrer Gemeinde als Herausgeberin des Gemeindebriefes und Lehrerin für den Dienst am Nächsten in der FHV. Sie gehört zur Gemeinde Huntington Beach 4 in Kalifornien. Sie ist Willard Beans Enkeltochter.



Die Taschen voller Steine

Larry Hiller

Malcolm Tent war noch ein junger Mann, als er anfing, sich Steine in die Taschen zu stekken. Es begann, als sein Chef, Mr. Gump, eines Tages wegen etwas auf ihn wütend war, das er gar nicht verschuldet hatte. Er konnte natürlich nicht zurückschreien, weil er dann vielleicht seine Stelle verloren hätte. Er konnte gar nichts tun, außer im Innersten böse zu sein. „Aber", so dachte er, „das werde ich nicht vergessen. Nie und nimmer."

Als er abends von der Bushaltestelle nach Hause ging, dachte er so für sich: „Ich muß daran denken, wie wütend ich bin. Ich will es morgen früh nicht vergessen." Plötzlich hatte er eine Idee. Vor ihm auf dem Bürgersteig lag ein kleiner Stein. Er hob ihn auf und sagte leise zu sich selbst: „Ich werde diesen Stein in der Tasche behalten; er soll mich daran erinnern, wie unfair Mr. Gump war."

Das tat er denn auch. Abends legte er den Stein zu seinen Schlüsseln und zum Kamm auf die Frisierkommode. Als er sich am nächsten Morgen anzog, um zur Arbeit zu gehen, wanderte der häßliche graue Stein wieder in seine Tasche. Den ganzen Tag und auch am nächsten Tag erinnerte ihn der schwere Wulst in seiner Tasche daran, daß er auf Mr. Gump wütend sein mußte. Merkwürdigerweise hatte Mr. Gump die Angelegenheit schon vergessen. Nicht so Malcolm Tent. O nein. Im Laufe der nächsten beiden Wochen verärgerte Mr. Gump Malcolm noch mehrmals, und Malcolm beschloß, sich für jedesmal einen Stein zuzulegen, damit er auch ja nichts vergaß.

Und so sahen Malcolm Tents Taschen allmählich immer ausgebeulter und merkwürdiger aus. Dafür dachte er



aber wenigstens immer daran, daß er Mr. Gump nicht verzeihen oder freundlich sein oder etwas dergleichen tun wollte.

Wenn Malcolm nur Steine gesammelt hätte, wenn er auf Mr. Gump wütend war, hätte sich das Ganze vielleicht irgendwann im Sande verlaufen und wäre vergessen worden. Da war aber noch der Taxifahrer, der einfach vorbeifuhr und Malcolm im Regen stehenließ. Sofort wanderte ein glänzender, regennasser Kieselstein aus dem Rinnstein in seine Tasche. (Natürlich wußte Malcolm nicht, wie der Taxifahrer hieß, aber das war auch nicht so wichtig.) Außerdem war da die Kassiererin im Lebensmittelgeschäft, die ihm zu wenig Wechselgeld herausgab. Und der Zeitungsjunge, der seine Zeitung in eine Pfütze warf. Und der Nachbar, dessen Hund spät abends bellte. Und. . . Malcolm stellte fest, daß es in der Welt alle möglichen Leute und Dinge gab, die einen ärgern konnten.

Außerdem stellte er aber auch noch fest, daß ein Gürtel nicht ausreicht, wenn man die Hosentaschen voller Steine hat. (Die Erfahrung machte er, als er die Arme voller Einkaufstüten hatte.) Also machte er sich stabile lederne Hosenträger, die seine Hose festhielten.

Bald war es aber soweit, daß der Platz in seinen Hosentaschen nicht mehr ausreichte, und er mußte immer eine Jacke tragen, und zwar eine Jacke mit vielen Taschen. Bald sah die Jacke genauso lustig aus wie seine Hose. Und sie roch genauso staubig. Außerdem wurde sie noch schwerer, weil sie mehr Taschen hatte.

Jeder andere hätte jetzt aufgegeben. Nicht so Malcolm. Er kaufte sich einen stabilen Aktenkoffer, wie Handelsreisende ihn benutzen. Schließlich gibt es im Leben alles Mögliche, was einen ärgern kann, wenn man nur darauf achtet. Und wenn man immer müde ist, weil man so viele Steine mit sich herumschleppt, läßt man sich noch leichter ärgern.

Die Jahre vergingen, und Malcolms Sammlung von Steinen, die ihn an etwas erinnern sollten, quoll über aus den Taschen und dem Aktenkoffer und in seinem Haus. In der Küchenspüle und in den Schränken und auf allen Fußböden – überall hatte er Steine. Ein paarmal legte er sich sogar einen Stein



ins Bett, damit er nachts nicht vergaß, ärgerlich zu sein. Geben wir es zu: Malcolm war ein merkwürdiger, unangenehmer Mensch geworden. Die meisten Menschen mieden ihn, so gut sie konnten, wodurch er noch empfindlicher wurde. Steine sind keine angenehme Gesellschaft. Sie sind schwer und staubig, und im Winter sind sie sehr kalt.

Aus Malcolm wäre jetzt vielleicht ein erbärmlicher alter Mann geworden, der unter seinen Steinen völlig begraben würde. Eines Tages rief ihn aber ein Geologieprofessor von der Universität an. Dr. Igneous hatte von Malcolms großer Steinesammlung gehört (wer hatte nicht davon gehört?) und wollte mit seinem Geologiekurs zu einer Besichtigung kommen.

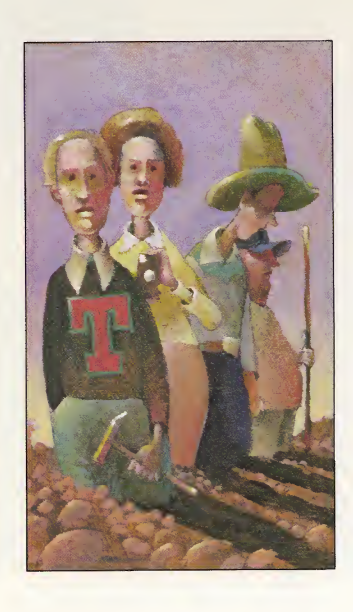
„Na ja", dachte Malcolm, „endlich kommt einer, der meine Steine zu schätzen weiß. Mal sehen, was sie sagen, wenn sie sehen, wie oft ich schon geärgert worden bin." Sie verabredeten sich für den folgenden Samstag, und Malcolm verbrachte die nächsten Abende mit Abstauben und Ordnen.

Endlich war es Samstag, und um zwei Uhr nachmittags klingelte es an der Tür. Da stand Professor Igneous mit sieben seiner besten Studenten auf der Schwelle, alle in bester Wanderkleidung. Einige hatten einen Steinhammer am Gürtel hängen, und ein, zwei Studenten hatten einen Fotoapparat mitgebracht. Jeder hatte einen Notizblock und einen Stift in der Hand.

Professor Igneous selbst sah wie ein ganz gewöhnlicher Mensch aus. Er lächelte allerdings gern. Und sein Gesicht war vom langen Aufenthalt im Freien tief gebräunt. Wenn er einen ansah, dann mit demselben Blick, mit dem er auch die Berge und Steine ansah – als wolle er bis ins Innerste vordringen. Er war ein Wissenschaftler, der die Menschen mindestens genauso gern hatte wie die Steine.

Als der Professor mit seinen Studenten in das steingefüllte Wohnzimmer eintrat, erwartete Malcolm, lauter Ahs und Ohs zu hören. So wie man sie bei einem Feuerwerk hört. Stattdessen gab es nur betretenes Schweigen. Die Studenten standen bloß da und schauten sich um. Hier und da stieß einer mit den Zehen einen Stein an. Dann sahen sie ihren Professor an und warteten ab, daß er etwas sagte. Schließlich war dies





nicht die Sammlung schöner Edelsteine und Mineralien, die sie erwartet hatten. Es waren doch bloß gewöhnliche Brocken Kalkstein und Sandstein und Quarz. Da lagen sogar ein paar Stücke zerbrochener Asphalt und Beton herum!

Endlich sprach Professor Ingenous: „Hmm", räusperte er sich. „Könnten Sie vielleicht so gut sein, uns Ihre Sammlung zu erklären, Mr. Tent? Ich muß Ihnen ehrlich sagen, so eine Sammlung haben wir noch nie gesehen." Im Hintergrund nickten seine Studenten zustimmend.

„Ja", begann Malcolm nervös. „Hmm, ja... das ist so..." Es war schon lange her, daß er sich mit jemandem unterhalten hatte.

Professor Igneous sah, wie nervös Malcolm war. Der arme Mann schluckte so schwer, daß sein Adamsapfel auf und nieder tanzte. (Ein paar der Studenten meinten, er versuche, einen seiner Steine zu verschlucken.)

Der Professor versuchte, ihm zu helfen, und sagte: „Erzählen Sie uns doch als erstes einmal, warum Sie *diese* Steine überhaupt sammeln." Er hob einen gewöhnlichen grauen Stein auf, der wie die meisten anderen aussah. „Warum haben Sie gerade dieses Stück Kalkstein in Ihre Sammlung aufgenommen?"

„Ach so, darum geht es. Ja, ich glaube, den habe ich mitgenommen, als die Reinigung meine Hemden nicht rechtzeitig fertig hatte. Nein, ich glaube, das war, als meine Lieblingssendung im Fernsehen abgesetzt wurde. Oder als ich nach drinnen gelaufen kam, weil das Telefon klingelte, und der Anrufer sich bloß verwählt hatte? Oder..." Er forschte in seinem Gedächtnis. Es waren doch so viele Steine! Und sie sahen alle so gleich aus – grau, hart, kalt, staubig. Plötzlich wurde Malcolm bewußt, daß Professor Igneous und seine Studenten auch gar nicht mehr sehen konnten. Für jeden Menschen außer ihm waren es bloß ganz alltägliche Steine. Er mußte es ihnen genau erklären.

„Hinter diesen Steinen steckt mehr, als Sie vielleicht meinen. Jeder dieser Steine steht für einen Vorfall, bei dem mich jemand geärgert hat oder nicht nett zu mir war. Ich habe die Steine zur Erinnerung mitgenommen."

Jetzt staunten der Professor und seine Studenten aber wirklich. Sie fingen





alle auf einmal an zu sprechen: „So etwas habe ich noch nie gehört." „Wie lange machen Sie das schon?" „Kann ich ein Bild von Ihnen mit Ihren Steinen machen?" „Das ist vielleicht eine Exkursion!"

Professor Igneous sprach wieder, und alle anderen schwiegen. „Ja, Mr. Tent", begann er langsam, „ich muß zugeben, Sie sind der erste Mensch, den ich kenne, der aus dem Grund Steine sammelt." Er schwieg und sah sich um. „Es war sehr freundlich von Ihnen, uns einzuladen. Wir wollen Ihre Zeit auch nicht zu sehr in Anspruch nehmen. Könnten wir aber vielleicht auch noch Ihre andere Sammlung sehen, während wir hier sind?"

Malcolm war verblüfft. „Ich habe keine andere Sammlung."

„Ach so. Ich hatte nur gedacht, Sie hätten vielleicht auch etwas gesammelt, das Sie daran erinnern soll, wenn jemand Ihnen etwas Nettes gesagt oder getan hat. Es ist aber nicht so wichtig. Es ist wohl besser, wenn wir jetzt gehen. Vielen Dank, daß wir Sie besuchen durften. Ich glaube, meine Studenten haben etwas Wichtiges gelernt."

Er scharte seine Studenten um sich, und sie gingen auf die Tür zu. Zum Abschied sagte der Professor noch zu Malcolm: „Wir haben heute nachmittag noch etwas Zeit. Könnten Sie uns vielleicht sagen, wer noch eine solche Sammlung hat?"

Wieder wußte Malcolm keine Antwort. „Ich kenne nicht noch so eine Sammlung wie meine."

„Ach so. Ich habe bloß gedacht, daß vielleicht manche von den Leuten, die Sie kennen, etwas gesammelt haben, wenn Sie. . . ich meine, wenn Sie. . ., ja, wenn Sie sie geärgert haben." Dann fügte er noch schnell hinzu: „Na ja, ist schon gut. Auf Wiedersehen und noch einmal vielen Dank."

Ohne zu warten, drehten sich der Professor und seine Studenten um und marschierten den Bürgersteig hinunter.

Noch lange nachdem sie gegangen waren, stand Malcolm da und sah aus wie einer seiner Steine – kalt und grau und sehr still. Die Worte des Professors hallten in ihm nach. Um ihn herum war es still im Haus. Zu still. Plötzlich wurde ihm bewußt, wie angenehm das freundliche Geplauder der Studenten



gewesen war. Wie lange war es her, daß er sich mit jemandem freundlich unterhalten hatte? Hatte er überhaupt noch Freunde?

Dann, noch bevor er es verhindern konnte, kam ihm der Gedanke in den Sinn: „Ich werde ja genauso wie meine Steine." Und während Malcolm so allein im Dunkeln saß, sah er endlich ein, was für unangenehme Gesellschaft Steine doch sind. Und wie unangenehm er war. . . Ja, manche Gedanken sind schwer genug zu denken, ohne daß man sie überhaupt ausspricht.

Mehrere Tage hintereinander saß Malcolm stundenlang da wie ein Stein und wälzte felsenschwere Gedanken. Man hätte meinen können, er sei selbst versteinert. Doch tief in seinem Innern wachte etwas langsam auf und fing an zu wachsen, wie ein Same in der Frühjahrserde.

Es ist schon schwer genug, für Kätzchen oder ähnliches ein Zuhause zu finden, aber jemanden zu finden, der einen Haufen gewöhnliche, staubige, graue Steine haben will, ist so gut wie unmöglich. Es ist schon schwer genug, sie einzusammeln, wenn sie überall verstreut liegen. Malcolm versuchte, eine Putzfrau zu engagieren. Sie sagten ihm aber alle das gleiche: „Ich putze keine Fenster, und ich hebe keine Steine auf!" Das Schild „Steine zu verschenken" an seinem Fenster führte zu nichts. Da sah er schließlich ein, daß er die Sache selbst in die Hand nehmen mußte.

Die Nachbarn sprechen immer noch davon, wie Malcolm einen geliehenen Anhänger an seine Veranda heranfuhr und eine gewaltige Staubwolke aufstieg, während die Steine in den Anhänger geschaufelt wurden. Sie sprechen auch davon, wieviel besser Malcolm jetzt aussieht und wieviel besser seine Kleidung sitzt (ob er wohl abgenommen hat?) und daß er jetzt sogar lächelt.

Malcolms Nachbarn verweisen auch voll Stolz auf seinen hübschen Garten mit den vielen Bäumen und Blumen und Büschen. Sie können sich gar nicht erklären, woher sein plötzliches Interesse an der Gärtnerei rührt. Doch eine Nachbarin, Mrs. Kratz, bemerkte, daß Malcolm, als sie ihm ein Stück Kuchen gebracht hatte, nach draußen zum Blumenbeet ging und ein einzelnes Samenkorn in die Erde legte. □

Prinzipien

Elder Boyd K. Packer
vom Kollegium der Zwölf

Durchführungsbestimmungen sind nicht das Wesentliche der Priestertumsführung; das Wesentliche ist vielmehr, daß die Prinzipien und die Lehre verstanden und gelehrt werden.

Der vorliegende Artikel ist der überarbeitete Text einer anläßlich der Generalkonferenz gehaltenen Rede auf dem Seminar für Regionalrepräsentanten vom 6. April 1984.

Ich bin beauftragt worden, über das Berufen von Missionaren zu reden. Der Herr hat uns geboten, das Evangelium zu predigen. In der Schrift finden wir dieses Gebot mehr als vierzigmal: Predigt das Evangelium allen Nationen, Geschlechtern, Sprachen und Völkern – und das allein ist wohl Grund genug, es auch zu tun. Ich glaube, wenn wir die Bedeutung dessen verstünden, wenn wir es begreifen könnten, so wäre dies ein Antrieb zu noch größerer Entschlossenheit, dafür zu sorgen, daß jeder junge Mann würdig ist, auf Mission berufen zu werden. Mit Ausnahme der wenigen körperlich allzu schwer Behinderten muß jeder junge Mann würdig gemacht werden, eine Missionsberufung zu empfangen.

So, wie die Welt ist, legen wir bei Schwestern nicht so großes Gewicht auf eine Missionsberufung. Erstens gibt es in jeder Mission nur begrenzte Einsatzgebiete, wo die Sicherheit von Schwestern nicht gefährdet ist, und außerdem haben wir schon ein paar Missionen, wo Schwestern beinah in der Überzahl sind. Wir sollen nicht aufhören, Schwestern zu berufen, doch müssen wir immer mehr Älteste auf Mission senden.

Wenn ich Ihnen verständlich machen kann, was ich über die Berufung von Missionaren sagen will, dann begreifen Sie, daß deren Berufung nicht nur für das *Wachstum*, sondern auch für das sichere *Fortbestehen* der Kirche eine Grundvoraussetzung ist. Als Titel für das, was ich sagen werde, paßt noch am ehesten ein einziges Wort: *Prinzipien*. Ich möchte ein paar grundlegende Gedanken über die Prinzipien der Priestertumsregierung äußern und dann ein paar Beispiele dafür nennen, wie wesentlich sie für die Regierung der Kirche sind; dann möchte ich den Bezug zur Missionsarbeit herstellen. Die Prinzipien, von denen die Rede sein wird, betreffen natürlich die gesamte Arbeit der Kirche.

Es ist uns klar, daß die Arbeit unserer örtlichen Priestertumsführer einfach nicht zu schaffen ist – nicht einmal, wenn sie vollzeitig im Einsatz wären. Sie müssen aber für ihre Familien sorgen und auch gute Staatsbürger sein, und wieviel Spielraum bleibt ihnen dann noch? Wie können sie von allem, was wir ihnen auftragen, gefahrlos das eine oder andere auslassen, was ohne Folgen übergangen werden könnte? Die Aufgaben der örtlichen Führer lassen sich in folgende Kategorien einteilen:

Wir haben eine *Organisation* aufrechtzuerhalten und brauchen dafür ständig Leute.
Wir haben *Programme*, die geleitet werden müssen.
Wir haben *Durchführungsbestimmungen*, die befolgt sein wollen.
Wir haben offizielle *Anweisungen*, die in die Praxis umzusetzen sind.
Schließlich haben wir *Prinzipien*, die wir hochhalten und lehren müssen.

Die *Organisation, die Programme, die Durchführungsbestimmungen, Anweisungen und Prinzipien* – alles ist wichtig. Aber nicht gleich wichtig. Man kann Zeit und Geld für Sachen aufwenden, die nicht absolut nötig sind, während Wichtigeres vernachlässigt wird.

Lassen Sie mich zwei Beispiele nennen, eins aus dem eher geistigen Bereich unseres Dienstes, das andere aus dem zeitlichen Bereich.

Das erste Beispiel hat mit dem Kirchengericht zu tun. Es ist unsere Pflicht, Mitglieder zu disziplinieren, wenn eine schwere Übertretung begangen worden ist. Die *Organisation* und die *Durchführungsbestimmungen* für ein Kirchengericht sind eingehend im Handbuch dargelegt.

Kennt man aber die *Prinzipien* nicht, die hier gelten, so kann es sein, daß man ein Kirchengericht abhält, das zwar technisch dem Handbuch und den Durchführungsbestimmungen entspricht, dem verirrten Mitglied aber mehr schadet als nützt.

Wenn man also die *Prinzipien* nicht kennt – und ich meine damit die Prinzipien des Evangeliums, die Lehre, das, was in den Offenbarungen steht –, wenn man also nicht weiß, was die Offenbarungen über Gerechtigkeit und Gnade oder über Zurechtweisung und Vergebung sagen, wie kann man dann in einem schwierigen Fall, der Urteilsvermögen erfordert, eine inspirierte Entscheidung treffen?

Es gibt, über die Durchführungsbestimmungen im Handbuch hinaus, auch ein geistiges Element, das zum Priestertum gehört und göttliche Macht in sich trägt. Wenn man damit nicht vertraut ist – wenn die Bischöfe und Pfahlpräsidenten damit nicht vertraut sind, führen sie Programme durch, ohne die Heiligen zu erlösen.

Ein weiteres Beispiel:

Aus den Offenbarungen geht klar und deutlich hervor, daß wir für die würdigen Armen sorgen müssen. Wie soll das geschehen? Wir sammeln das Fastopfer, und es gibt die Programme des Wohlfahrtsdienstes, die wir ja



Wenn es einen besten Weg gibt, wie ein junges Mitglied der Kirche das Evangelium gründlich kennenlernen kann, so ist es eine Mission. Auf Mission wird das Studium von Prinzipien und deren Anwendung in geradezu idealer Weise kombiniert.

kennen. In den Handbüchern ist nachzulesen, wie diese Programme durchzuführen sind, und doch ist jeder Fall anders. Ohne Kenntnis von Evangeliumsprinzipien kann es geschehen, daß man zwar die Anweisungen befolgt, aber einen Hilfsbedürftigen eher erniedrigt als ihn aufrichtet. Angenommen etwa, Unabhängigkeit, Sparsamkeit und Selbständigkeit sind einem fremd.

Es ist keine Frage der Dienstbereitschaft – die würden wir *niemals* anzweifeln. Die Frage ist vielmehr: Worauf legen wir das Hauptgewicht? Auf Einsicht und prophetische Offenbarung kommt es an. „Ohne prophetische Offenbarung verwildert das Volk." (Sprichwörter 29:18.)

Jedem Bereich der Kirchenverwaltung liegen Evangeliumsprinzipien zugrunde, die aber nicht in den Handbüchern stehen, sondern in der heiligen Schrift. Diese Prinzipien bilden die Substanz der Offenbarungen, ihretwegen gibt es überhaupt Offenbarung.

Durchführungsbestimmungen, Programme, Verwaltungsrichtlinien können sich ändern – selbst manches in der Organisation. Es ist uns freigestellt, von Zeit zu Zeit Änderungen vorzunehmen, ja, wir müssen es sogar. Die *Prinzipien* aber ändern sich *nie*, die *Lehre* bleibt *immer* gleich.

Legt man zuviel Gewicht auf Programme und Durchführungsbestimmungen, die sich ändern können, müssen und werden, und versteht man die Grundprinzipien des Evangeliums nicht, die *sich niemals ändern*, so kann man fehlgehen.

Geben Sie nun gut acht: Ich möchte keineswegs dazu auffordern, daß man die Handbücher nicht mehr beachtet – diesen Eindruck möchte ich keinen Augenblick lang erwecken. Was ich sagen will, ist dies: Es gibt ein geistiges Element, das man nicht in den Handbüchern findet, das aber Teil Ihres geistlichen Dienstes sein muß, wenn Sie den Herrn zufriedenstellen wollen.

Wer das Evangelium kennt, fühlt sich den Anweisungen in den Handbüchern in einem Maß verpflichtet, wie es sonst nicht möglich wäre. Dadurch erspart man sich Neuerungen, die sich dann als Fehlschläge erweisen.

Da die Kirche so rasch wächst, ist man leicht versucht, Schwierigkeiten dadurch beseitigen zu wollen, daß man Grenzen verschiebt, Programme ändert, die Führerschaft umorganisiert oder bequemere Gebäude hinstellt. Wirklich nötig aber haben wir eine Rückbesinnung von der Art, wie wir sie in der Kirchengeschichte finden: eine Neubelebung grundlegender Evangeliumsprinzipien im Leben aller Heiligen der Letzten Tage. Das Wesentliche der Priestertumsverwaltung sind nicht Durchführungsbestimmungen, sondern Prinzipien und Lehre.

Den Schlüssel hierzu hat uns der Prophet Joseph Smith gegeben. Er hat, mit Bezug auf die Verwaltung, gesagt: „Ich lehre sie richtige Grundsätze, *und sie regieren sich selbst.*"

Vor einiger Zeit habe ich einen jungen Bischof in Brasilien interviewt. Er war siebenundzwanzig Jahre alt, und ich hatte den Eindruck, daß er alle Eigenschaften eines erfolgreichen Führers der Kirche hatte: Demut, ein Zeugnis, die entsprechende äußere Erscheinung, Intelligenz und Geistigkeit. Ich dachte: Hier haben wir einen jungen Mann mit einer großen Zukunft in der Kirche.

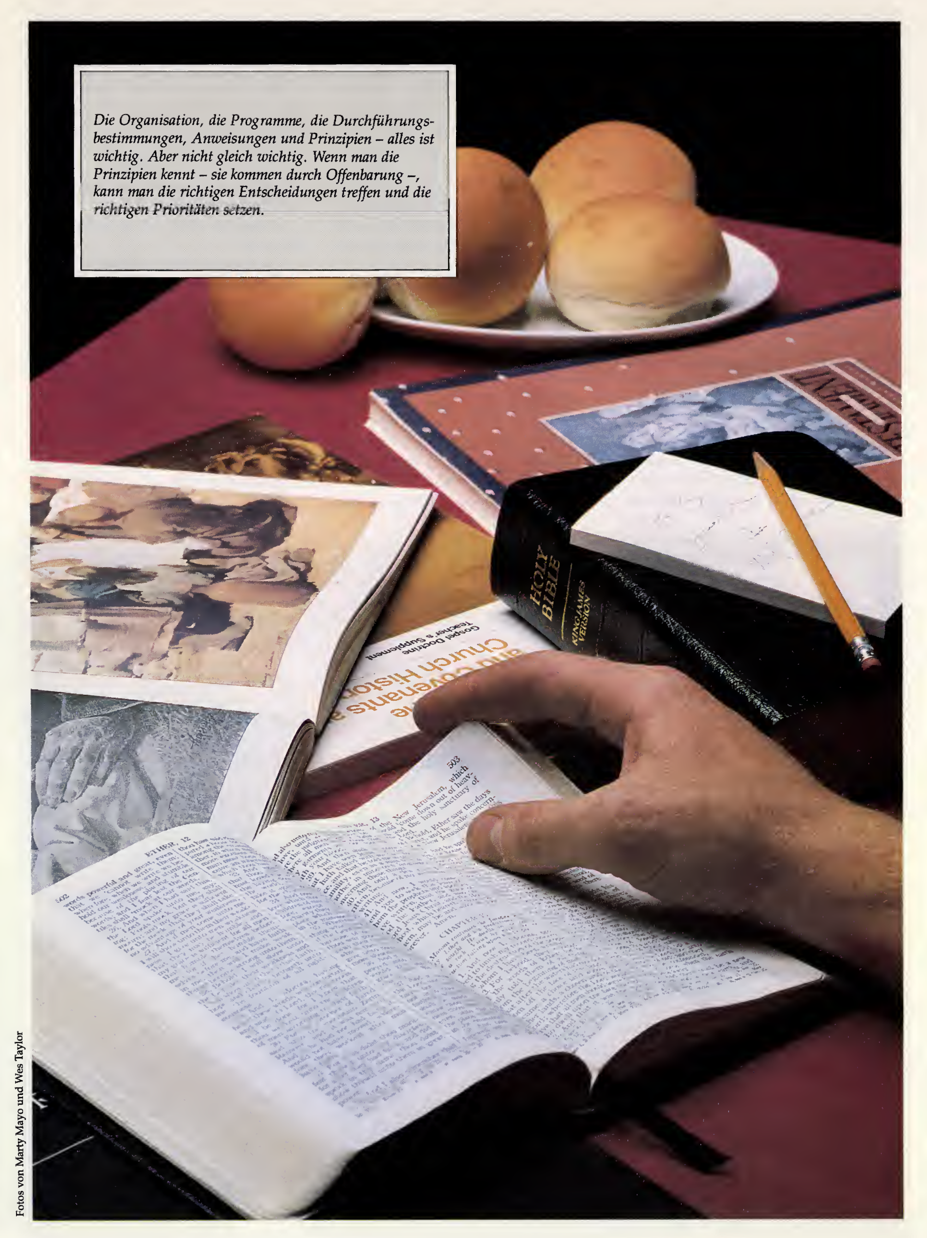
Als ich ihn so vor mir hatte, fragte ich mich: „Wie wird seine Zukunft aussehen? Was werden wir für ihn tun? Was werden wir mit ihm machen?" Und im Geist stellte ich mir vor, wie die Jahre verlaufen werden, die vor ihm liegen.

Vielleicht ist er sechs Jahre lang Bischof, dann ist er dreiunddreißig. Danach dient er acht Jahre als Hoher Rat und fünf Jahre als Ratgeber in einer Pfahlpräsidentschaft. Wenn er sechsundvierzig ist, wird er als Pfahlpräsident berufen.

Nach weiteren sechs Jahren werden wir ihn entlassen und als Regionalrepräsentanten berufen. In diesem Amt wird er fünf Jahre dienen. Dann wird er dreißig Jahre lang als ein Vorbild, als ein nachahmenswertes Beispiel, als Führer gedient haben.

Aber in dieser ganzen Zeit wird er keine drei Evangeliumsunterrichte und

Die Organisation, die Programme, die Durchführungsbestimmungen, Anweisungen und Prinzipien – alles ist wichtig. Aber nicht gleich wichtig. Wenn man die Prinzipien kennt – sie kommen durch Offenbarung –, kann man die richtigen Entscheidungen treffen und die richtigen Prioritäten setzen.



Fotos von Marty Mayo und Wes Taylor

keine drei Mal den Priestertumsunterricht nacheinander besucht haben.

Brüder, erkennen Sie sich in diesem Beispiel selbst?

Wenn dieser Mann die Grundprinzipien des Evangeliums nicht vor seiner Berufung kennt, hat er kaum mehr Zeit, sie noch zu lernen. Tagesordnungen, Sitzungen, Budgets und Bauvorhaben nehmen seine ganze Zeit in Anspruch, denn derlei wird normalerweise nicht übersehen.

Dafür übersieht man die Prinzipien, das Evangelium, die Lehre. Und wenn das geschieht, droht Gefahr! Die Auswirkungen in der Kirche sieht man schon heute.

Ich möchte eine ernste und nüchterne Warnung aussprechen! Wir leben in einer Zeit großer Gegnerschaft – nicht nur in den USA, sondern weltweit. Sie nimmt täglich und stündlich in aller Welt zu. Feinde von außen, bestärkt durch Abtrünnige, stellen den Glauben der Mitglieder der Kirche auf die Probe. Sie stellen nicht die Programme der Kirche in Frage, sie zielen auf die Lehre ab. Und da müssen wir erleben, daß viele Führer der Kirche ratlos sind, wenn es um Fragen der Lehre geht. Ich war in der Öffentlichkeitsarbeit beschäftigt, und wir erhielten täglich Anrufe: „Helfen Sie uns! Was sollen wir machen? Man stellt unsere Lehre in Frage!" Wenn unsere Mitglieder die Lehre nicht kennen, geraten wir in Gefahr – trotz guter Programme und Gebäude.

Ich möchte nun keineswegs unsere Bemühungen herabsetzen. Wohin ich schaue, sehe ich Evangeliumsprinzipien am Werk. Lassen Sie mich ein Beispiel schildern.

Auf Pfahl-Führerschaftsversammlungen frage ich oft junge Ältestenkollegiumspräsidenten über die Vorgangsweise bei der Berufung eines Ratgebers. Wie beruft man einen neuen Ratgeber? Ich bin froh, berichten zu können, daß solche Gespräche praktisch immer folgendermaßen verlaufen:

Der Präsident sagt: „Also, zuerst gehe ich die Namen der Kollegiumsmitglieder durch und suche einen aus, von dem ich finde, daß er mein Ratgeber sein soll. Dann bete ich darüber."

„Warum beten Sie darüber?"

„Damit der Herr mir Weisung gibt."

„Was für Weisung?"

„Damit ich weiß, ob es richtig oder falsch ist."

„Sie meinen Offenbarung?"

„Genau."

„Meinen Sie, daß Sie wegen so einer Sache Offenbarung empfangen können?"

„Jawohl."

„Sind Sie sicher?"

„Ja."

„Aber Sie sind ja ein ganz gewöhnlicher junger Mann – glauben Sie wirklich, Sie können Offenbarung von Gott empfangen?"

„Jawohl!"



„Aber ungeachtet dessen, was geschrieben steht, ist es den Ältesten meiner Kirche von Anfang an immer gegeben gewesen – und es wird immer so sein –, daß sie alle Versammlungen so leiten, wie sie vom Heiligen Geist angewiesen und geführt werden." (LuB 46:2.)

„Haben Sie so etwas schon erlebt?"
„Ja."
„Es sieht so aus, daß ich es Ihnen nicht ausreden kann, oder?"
„Nein!"

Man denke nur: Ein ganz gewöhnlicher junger Ältestenkollegiumspräsident weiß, was Offenbarung ist und wie man sie empfängt. Ein gewöhnlicher junger Mann weiß, wie er mit dem Herrn durch den Schleier reden muß, um Weisung offenbart zu bekommen.

Und das ist das Wesentliche, das Um und Auf der Priestertumsführung. Das ist ein Evangeliumsprinzip. Daß Gott seinen Knechten offenbart, was er will – das ist ein Gesetz Gottes. Nicht allein den Propheten und Aposteln, sondern seinen Knechten in aller Welt. Es ist dies ein wertvolles Prinzip, das wir hüten und hegen müssen, aber wenn wir Programme überhandnehmen lassen, wird dieses Prinzip überrollt und erstickt.

Angenommen, so ein junger Präsident kennt nun aber die heilige Schrift – nie wird er dann falschen Führern folgen. Er wird im Buch ‚Lehre und Bündnisse' gelesen haben:

„Keinem soll es gegeben sein, hinzugehen und mein Evangelium zu predigen oder meine Kirche aufzurichten, außer er sei von jemandem dazu ordiniert worden, der Vollmacht hat und von dem es der Kirche bekannt ist, daß er Vollmacht hat und von den Führern der Kirche ordnungsgemäß ordiniert worden ist." (LuB 42:11.)

Auch wird er nicht alles so mechanisch planen, daß er keine Inspiration mehr bekommen kann. Im 46. Abschnitt wird er gelesen haben:

„Aber ungeachtet dessen, was geschrieben steht, ist es den Ältesten meiner Kirche von Anfang an immer gegeben gewesen – und es wird immer so sein –, daß sie alle Versammlungen so leiten, wie sie vom Heiligen Geist angewiesen und geführt werden." (LuB 46:2.)

Es ist ausgesprochen wichtig, daß jedes Mitglied und besonders jeder Führer in der Kirche das Evangelium versteht und kennt.

Es ist nicht leicht, die nötige Zeit für das Evangeliumsstudium freizumachen. Der Pfahlpräsident hat es besonders schwer, ganz zu schweigen vom Bischof – trotzdem ist es möglich, und es muß sein. Die Brüder müssen so oft wie möglich zum Unterricht kommen; der Bischof und der Pfahlpräsident müssen eine Möglichkeit finden, wenigstens einen guten Teil der Evangeliumslehreklasse und des entsprechenden Priestertumsunterrichts zu besuchen.

Wir müssen dafür sorgen, daß die Generationen, die nach uns kommen, das Evangelium lernen. Es ist unsere Pflicht, ihnen, den kommenden Generationen, die Prinzipien und Verordnungen des Evangeliums und die Priestertumsvollmacht intakt zu überliefern.

Fördern Sie die Programme zur Unterweisung im Evangelium: die Primarvereinigung, die Sonntagsschule (übrigens habe ich gehört, daß örtliche Führer empfehlen, die Sonntagsschule abzuschaffen; das wäre wirklich äußerst töricht), den Priestertumsunterricht, den Unterricht in den Hilfsorganisationen, die Stunden für „Geistiges Leben„ in der FHV, das AP- und JD-Programm und die Abendmahlsversammlung. Wenn wir diese Programme und Versammlungen nutzen, um das Evangelium zu lehren, kann ihr Einfluß machtvoll sein. Im Mittelpunkt der Abendmahlsversammlung soll die Evangeliumslehre stehen. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß ein Bischof oder Pfahlpräsident ruht, bevor das Seminarprogramm für die jungen Leute läuft und bevor das Lehrerschulungsprogramm durchgeführt wird, das allen genannten Programmen zu erstklassiger Qualität verhilft. Dies alles verdient unsere Aufmerksamkeit und Unterstützung.

Zum Schluß noch dieses eine: Was hat das alles mit der Berufung von Missionaren zu tun? *Eine ganze Menge!*

Wenn es einen besten Weg gibt, wie ein junges Mitglied der Kirche das Evangelium gründlich kennenlernen kann, so ist es eine Mission. Auf Mission wird das Studium von Prinzipien und deren Anwendung in geradezu idealer Weise kombiniert. Es gibt nichts Vergleichbares.

Die Berufung eines Missionars erfordert, daß er Tag für Tag, von früh bis spät die Grundprinzipien des Evangeliums lehrt. Er erklärt den Plan der Errettung immer und immer wieder.

Unser Vorbild ist der Herr. Man kann den Herrn wohl kaum als Managertyp bezeichnen. Lassen Sie mich das noch einmal sagen: Man kann den Herrn wohl kaum als Managertyp bezeichnen. Er war ein *Lehrer*! Und das ist unser Vorbild und Ideal.

Missionare sind Lehrer. Kein Schüler lernt beim Zuhören ganz soviel wie der Lehrer beim Vorbereiten.

Man stelle sich eine tägliche zweistündige Studienzeit vor, die man gemeinsam mit dem Mitarbeiter hat. Wie wäre das? Der Missionar studiert die heilige Schrift intensiver als je zuvor, und er wird auch später nie mehr Zeit dazu haben, schon gar nicht, wenn er zu einem Führungsamt berufen wird.

Er bekommt eine Grundlage, was das Wesentliche im Evangelium betrifft. Er lernt die Grundprinzipien der Priestertumsführung kennen, und daß er sie kennt, daran hängt die Zukunft der Kirche.

Frage: Woher, glauben Sie, hat dieser junge Ältestenkollegiumspräsident sein grundlegendes Evangeliumsverständnis? Woher weiß er, wie Offenbarung funktioniert? Zweifellos von seiner Mission her.

Die Sicherheit der Kirche in kommenden Generationen beruht darauf, daß es uns gelingt, Missionare zu berufen. Wenn uns die Zukunft dieses Werkes am Herzen liegt, werden wir nicht ruhen, ehe nicht jeder körperlich gesunde junge Mann würdig ist und auf Mission berufen werden möchte.

Ich habe eingangs nur erwähnt, daß uns *geboten* ist, das Evangelium zu predigen. Es ist ein Gebot, und zwar unabhängig davon, ob wir selbst etwas davon haben oder nicht. Warum? *Weil es unsere Pflicht ist*! Es ist ein Prinzip, ein *zwingendes Prinzip*!

Durchführungsbestimmungen und Programme und Richtlinien und Organisation und Budgets und Bauten haben alle ihre Daseinsberechtigung. Wir müssen das alles tun, ohne aber das, was noch gewichtiger ist, zu versäumen.

Wir müssen Fortschritt machen. Wenn wir die nötigen Missionare hätten, könnten wir heute noch sechs neue Missionen eröffnen. Darum raten wir allen Führern und fordern sie auf: Gehen wir vorwärts! Berufen wir, mit neuer Dringlichkeit, junge Männer und, in geringerem, aber ausreichendem Maß, auch junge Schwestern, daß sie hinausgehen und allen Nationen, Geschlechtern, Sprachen und Völkern das Evangelium predigen, denn das ist uns geboten worden. Im Namen Jesu Christi. Amen. □

„Das Wichtigste, was wir jemals tun werden, werden wir in unserem eigenen Zuhause tun.“

Präsident Harold B. Lee